



NATIONALRAT HENRY VALLOTTON

FINNLAND 1940

Was ich sah und hörte

DIE LEHREN FÜR DIE SCHWEIZ



VERKEHRSVERLAG A. G. ZÜRICH



Die Landesaussstellung 1939 in Zürich

lebt in der Erinnerung unseres Volkes als nationales Fest der Arbeit, als eindrucksvolle Kundgebung zugunsten der Erhaltung und Vertiefung schweiz. Eigenart weiter

Das goldene Buch der LA

herausgegeben von Julius Wagner, bearbeitet von Dr. Eugen Th. Rimli

dessen Erscheinen von den ungezählten Landi-Besuchern mit Spannung erwartet wurde und dem ein derartiger Erfolg beschieden war, dass es schon vor dem ersten Lieferungstermin praktisch vergriffen war, sorgt dafür, dass die Erinnerung an die LA nicht verblasst

In 500 wundervollen Bildern

darunter vielen ganzseitigen, und in Aufsätzen prominenter Mitarbeiter wird das grosse Erlebnis des LA-Sommers 1939 geschildert und für die Zukunft festgehalten. Das Prachtwerk, das in Qualität, Umfang und Ausstattung die billigen Massenalbums turmhoch überragt und daher ein Landi- und Zeitdokument von wirklich jahrzehntelangem Wert darstellt, ist zum Preise von Fr. 20.— in allen Buchhandlungen zu beziehen



VERKEHRSVERLAG A. G. ZÜRICH



Hommage à la Suisse,
bureau de la liberté
Mre Carl Yallaton, figure représentative
de la vaillante armée suisse.
Marschall Mannerheim

Re 20-I-40.

Feldmarschall Freiherr von Mannerheim
Oberbefehlshaber der finnischen Armee.

FINNLAND 1940

Was ich sah und hörte

VON

**NATIONALRAT
OBERST HENRY VALLOTTON**



VERKEHRSVERLAG A.-G. ZÜRICH

Deutsche Übersetzung von Hans Grossrieder und Dr. Eugen Th. Rimli

© by Verkehrsverlag Limited, Zürich 1940

Druck der Graphischen Anstalt Otto Walter A.-G., Olten

*DER FINNISCHEN REGIERUNG
UND DER FINNISCHEN NATION*

*SEINER EXZELLENZ
HERRN FELDMARSCHALL FREIHERR VON MANNERHEIM
UND DER FINNISCHEN ARMEE*

*In tiefster Bewunderung
und unaussprechlicher Dankbarkeit!*

Finnland – Schweiz

März 1940

H. V.

I.
VON BASEL NACH STOCKHOLM

AUFZEICHNUNGEN
AUS MEINEM REISETAGEBUCH

Im Zug zwischen Basel und Berlin.

Januar 1940

In den Bahnhöfen steckt eine Seele, die Freude oder Schmerz zeigt. Sie sind Abbild und Wahrzeichen eines Landes . . . Ich erinnere mich an den Bahnhof von Hamburg, wo man sich in allen Sprachen umarmte und wo alle Seeleute Aufnahme fanden. Ich denke an den von München, der sonntäglich aussieht und nach frischem Bier riecht. An den von Heidelberg, wie er sich an den Hügel schmiegt und in die Studentenlieder einzustimmen scheint. Mit tiefem Weh sehe ich das heitere Bild des Salzburger Bahnhofs vor mir, mit seinen heißen Würsteln, Überbleibsel vom Gastmahle des «Jedermann».

Bahnhöfe anderer Länder steigen im Geiste vor mir auf : saubere Schweizerbahnhöfe, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, mit ihren reichlichen Speisekarten! Französische Bahnhöfe, ganz in Grau, – grau der Farbe nach und grau wie die Weine von Pouilly und Chablis. Bahnhöfe Englands, deren

rote Backsteine bluten wie Roastbeefschnitten ... Bahnhöfe Italiens, die von lauter Rufen, «Lazzi» und Pfiffen erfüllt sind . . . Bahnhöfe in Ungarn mit ihren bekannten Weinen: «Stierenblut», «Lindenblüte» und dem scharfen Barack. Mitten in Kanäle, Tulpen und Windmühlen hineingesteckte Bahnhöfe Hollands. Bahnhöfe Europas, die den Reisenden freundlich zuwinken, die jeden Beamten, jede Lokomotive, jedes Signal kennen.

Und ihr dort unten, Bahnhöfe Afrikas, die ihr Wache halten über wackelige Krümmungen mit schmalen Spuren und beschränktem Blickfeld, und deren keuchende Lokomotiven auf Stampfmauerhütten und Hirspeicher herabspeien. Ich sehe in Westafrika in der Hitze brütende Bahnhöfe, wo man «Perods» schlürfte, währenddem man auf den Holzzug warten musste, der in der Steppe Feuer gefangen hatte.

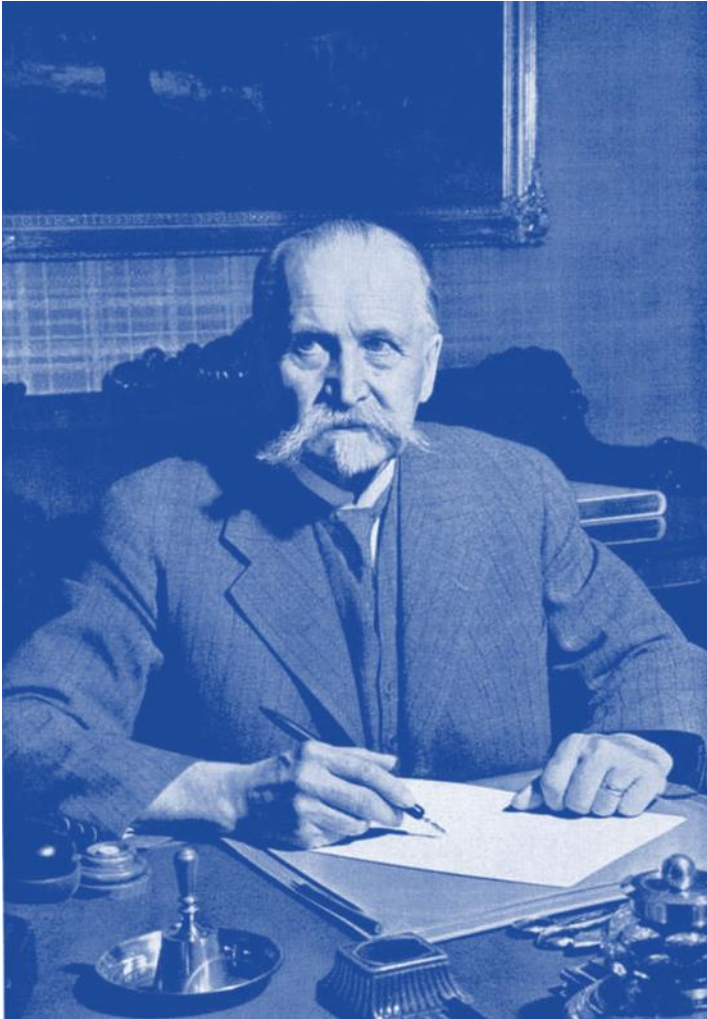
Bahnhöfe der Friedenszeit, wo die Träger lachten, sangen, und wo die Luft manchmal berauschte wie Champagnerwein. Bahnhöfe, wo man Abschied nahm mit der Gewissheit, sich wiederzusehen . . . Wie fern liegt das alles!...

Das sagte ich mir an jenem Abend, im deutschen Bahnhof von Basel, der streng und düster aussah wie eine öde Kaserne.

Jener Bahnhof, der früher voller Leben und Lärm steckte, leidet und weint heute. Weil Krieg ist. Weil er eine Seele hat wie jeder Bahnhof.

* * *

Krieg! Wie könnte ich an etwas anderes denken als an den Krieg, während der Zug langsam die Maginot- und Siegfriedlinie entlang fährt, wo Millionen Menschen sich gleich Füchsen in ihren Höhlen eingegraben haben, bis zur Stunde H, am



Kyösti Kallio
Präsident der finnischen Republik.

Tage X, wo sie ins Massengrab stürzen werden, das ihnen die Wissenschaft mit ausgesuchter Gründlichkeit bereitet? ...

Der Zug rüttelt. In der Nacht rufen Lautsprecher bei jedem Halt die Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Züge aus, denn die Schneefälle haben lange Verspätungen verursacht, und überdies tritt am nächsten Morgen ein neuer Fahrplan in Kraft. Zur Abwechslung schreit im nächsten Abteil ein Kind: es hat Weh vom Impfen. Ich kann ihm das nachfühlen, weil auch ich noch an einer kürzlichen Impfung leide.

Wenn die Zugsverspätungen es zulassen, bin ich morgen abend in Stockholm. Da kann ich mich für meine Überfahrt nach Finnland vorbereiten. Finnland! . . . Als die russischen Truppen – unzählig wie die Meereswogen es angriffen, hallte ein Schrei der Entrüstung durch das ganze christliche und zivilisierte Europa. Mit dem Dolchstoss in den Rücken von Polen, dann mit dem feigen Angriff auf Finnland, bewies also Moskau seinen so oft bekräftigten Willen zum Frieden. In der Schweiz war die Erregung gross, da das finnische Volk dem unsern sehr nahesteht: beide leben in Frieden, Einfachheit und Ordnung. Jedes Jahr kamen die berühmten finnischen Schützen mit den schweizerischen Meistern zu spannenden Freundschafts-Wettkämpfen zusammen, an denen unsere Völker leidenschaftlichen Anteil nahmen. Vor allem haben die beiden kleinen Nationen dasselbe Ideal der Unabhängigkeit und Freiheit; lieber gehen sie in den Tod, als dass sie Sklaven werden wollen, und sie würden sich bis zum letzten Blutstropfen gegen jeden Angreifer wehren.

Als nun das Wunder geschah, als die Finnen – 1 gegen 50 oder 100 – die russischen Truppen zurückwarfen, haben wir aus tiefstem Herzen Beifall gezollt. Denn so siegte der Geist

über den Stoff. So überwand der von einem Ideal beseelte Mensch die Überzahl und das aufs Äusserste vervollkommnete Material. Da schlug der Mensch, der Heim und Boden verteidigte, ihm hundertfach überlegene Feinde, einfach, weil er zu jedem Opfer bereit war! So erwies sich in Finnland, wie einstmals auf unsern Schlachtfeldern, was wir unermüdlich vor unsern Soldaten versichern:

«Material und Zahl machen nicht alles aus! Die Seele hat auch ihr Wort mitzureden!...»

Auch ich habe vor Freude geschrien. Aber es genügt mir nicht, euch aus der Ferne Beifall zu rufen, Helden Finnlands, am Weik muss ich euch sehen, euer Leben miterleben! Eure Luft einatmen! Wie ein Befehl reisst es mich fort. Ich schäme mich, in meiner Behaglichkeit zu verharren, während ein kleines Brudervolk dort oben kämpft wie ein Riese – für seine Heimat, ja, aber auch für unsere Kultur, unsern Glauben, unser Ideal der Freiheit und Gerechtigkeit. Ja, die Finnen kämpfen für uns und für alles, was diesem Leben Grösse und Wert verleiht.

Und darum konnte ich mich nicht mehr halten, habe die Bande des Alltags zerrissen und gehe zu euch, Finnen, das Herz überströmend vor Bewunderung und Dankbarkeit. Um euch zu sagen:

«Brüder, wir danken euch!»

* * *

In der Morgenhelle zieht eine kleine Abteilung deutscher Soldaten durch den Schnee. Ich versuche mir die furchtbaren Ereignisse, oben in Finnland, bei einer Kälte von 50 Grad, vorzustellen. Mit glühender Sympathie denke ich an die finnischen Führer und Soldaten. Aber ich denke auch mit tiefem Mitleid an die armen Teufel von russischen Soldaten, die unfä-

higen Führern, unvorbereiteten Generälen und mangelhaften Offizieren zum Opfer fallen. Arme Kerle, die nichts als Hunger und Durst leiden, die nicht wissen, wofür sie kämpfen, und die, wie berichtet wird, am Ende ihrer Kräfte auf die Knie stürzen und das Kreuzzeichen machen, wenn sie sich ergeben. Jenes Zeichen, das kein Mensch je wird vernichten können. Denn im wahnsinnigen Kampf, den die Menschen wider Gott führen, werden sie immer unterliegen. Die Menschen sterben, das Kreuz bleibt.

* * *

Es gab keine Verbindung mehr nach Stockholm, als ich in Berlin ankam: ich verbringe also den Sonntag in der Reichshauptstadt.

Wäre nicht Krieg – so befände ich mich heute zwischen dem Tschadsee Und Belgischkongo! Statt unter einer Hitze von 45 Grad im Schatten durch Afrika zu fahren, ziehe ich bei 50 Grad Kälte nach Finnland! Statt des Friedens, Krieg! Bomben statt des Tamtamlärms! Dafür werde ich mit eigenen Augen ein unerhörtes Beispiel von Heldenmut und Vaterlandsliebe mit ansehen können. Und das ist wohl ein paar Gefahren wert!

Im Zug zwischen Berlin und dem Hafen von Sassnitz.

Der Zug ist angefüllt wie ein Ei. Offiziere, Seeleute und Soldaten (mit vortrefflich aussehenden Uniformen und reichlicher Ausrüstung). Mütter, Gattinnen, Verlobte haben die Soldaten an den Bahnhof begleitet. Nicht eine weinte. Aber manche gingen rasch fort, wie wenn sie am Ende ihrer Kräfte stünden. So habe ich vor einiger Zeit in Paris Soldaten gesehen, die

an die Front führen; Frauen kamen mit ihnen an den Zug, auch sie ohne jede Träne. Eine Frau weint nicht am Bahnhof, wenn ein Soldat in den Krieg zieht: es täte ihnen zu weh. Wie gesagt, die Frauen weinen nicht. So wenig in Berlin wie in Paris, wie in London oder anderswo. Und von Neuem erhebt sich in meinem Innern jenes furchtbare «Warum?» und quält mich. Ja, warum? Wozu? Warum diese rotbackigen Jungen in den Tod schicken, warum alle jene, die den Krieg von 1914 schon mitgemacht haben? Warum aus diesen Menschen guten Willens Menschenschlächter machen? Aus fröhlichen, lachenden Burschen lebendige Zielscheiben? Warum?

Der Zug rollt durch Schnee und Nebel, mit seiner Menschenladung dem Schicksal entgegen.

* * *

Der Wind bläst in Stößen. Schnee wirbelt. Wie ein erschöpftes Pferd verlangsamt die Lokomotive ihren Gang, rutscht bei jedem Halt und kann sich fast nicht mehr aufraffen zur Abfahrt. Stunde für Stunde nimmt die Verspätung zu. Eine zweite Lokomotive muss vorgekuppelt werden.

Unaufhörlich fällt Schnee auf die weite Ebene, auf Baumgruppen und Wälder. Er verändert den Anblick des Bodens, füllt Gräben aus, schafft Böschungen, lässt Gesträucher verschwinden – ein Künstler, der alle Launen hat.

Vom Zuge aufgeschreckt, springen sechs Rehe über die Ebene; ein Hase flieht dem Walde zu. Die Krähen aber regen sich nicht. Sie betrachten den vorbeifahrenden Zug mit den jungen Soldaten. Vielleicht wird eines Tages einer dieser Leichenfresser seinen Schnabel in die Augen eines dieser getöteten Soldaten graben? . . . Der Zug mit den jungen Soldaten fährt vorbei; die Krähen sehen ihm nach.

Stockholm.

Um vier Uhr morgens hat das Schiff, auf dem eine schwere Eis- und Schneedecke liegt, Sassnitz verlassen. Um acht Uhr steigen wir in Trälleborg aus, und haben – versteht sich – den Frühschnellzug nach Stockholm verpasst. Heute nacht, um zwölf Uhr, werden wir ankommen. Wenn nicht der Zug die Station verpasst! . . . Ich schicke mich drein, denn auf dieser Reise habe ich schon gelernt, dass Fahrpläne eigentlich nur Wahrscheinlichkeitstafeln sind...

Die schwedischen Wagen sind breit, bequem und blitzen von Sauberkeit. Die Schaffner in schwarzen Mänteln und Pelzmützen sehen so gut aus, dass man sie für Offiziere halten könnte.

Immer noch fällt Schnee. Der Himmel ist grau. Die kleinen Landhäuser sind rot und weiss; rot wie Blut und weiss wie Rahm; sie sehen aus wie in Festtagskleidern. So stehen eigentlich nur drei Farben in dieser Landschaft: grau-weiss-rot; rot-weiss-grau.

Die Nachrichten aus Finnland sind wirklich schlecht: die Russen bombardieren weiter finnische Städte und Dörfer auf der Linie Stockholm-Helsinki. Wird die schwedische Hauptstadt von Finnland abgeschnitten werden? Man versichert mir, ich werde nicht hinüberkönnen. Ein pessimistischer Nachbar ist überzeugt, dass ich nicht lebendig von der Fahrt zurückkehren werde. Warten die Krähen etwa auf mich? . . . Ich erkundige mich in Stockholm, da die Gefahr aus der Ferne grösser erscheint, als sie in Wirklichkeit ist. In Afrika habe ich das oft erlebt. Und ich zweifle nicht, dass mir die Unterstützung von Herrn Minister Holsti, dem finnischen Gesandten in der Schweiz, von grossem Nutzen sein wird.

dem Vorbehalt, dass sowohl die Abfahrt selbst wie deren Zeit nach den Nachrichten, die inzwischen eintreffen werden, sich richten. Um vier Uhr Sammlung an der Station in Stockholm. Morgen fährt kein Flugzeug, so dass es heisst, das heutige nicht zu verpassen!

Ich stopfe meine Militärsachen in den Rucksack (Photoapparat, Filme, Ordonnanzpistole, kleine Apotheke, Schreibpapier, warme Kleider – und für die finnischen Kameraden – Lister, Schweizer Schokolade und Nescafé). Nun bin ich bereit: halb Finne, mit dem weissen Mantel und der weissen Mütze, halb Schweizer, mit den Hosen und den groben Militärschuhen. Halb im Zivil, halb im Militär . . . Um drei Uhr bleibt mir noch eine halbe Stunde, um meine erste Mahlzeit einzunehmen. Keine Möglichkeit, mich mit dem Kellner zu verständigen. Auf's Wohlgeraten lege ich den Finger auf ein paar unverständliche Namen auf der Speisekarte; daraus ergibt sich folgendes sonderbare Menu: ein Teller flüssiger Rahm, eine riesige Schnitte roher Salm mit Spinat und gleich zwei Flaschen Bier miteinander. Warum zwei auf einmal? Das werde ich wohl nie herausbekommen . . .!

Auf dem Flugplatz. 19 Uhr 30.

Herr Minister Haerko, der Gesandte Finnlands in Schweden, teilte mir die neuesten Nachrichten mit: Die russischen Flieger haben die Bombardierungen den ganzen Tag fortgesetzt. Sie trafen ganz deutlich erkennbare Lazarette...

Es ist ganz Nacht geworden. Um 7 Uhr 30 startet das Flugzeug mit einem fürchterlichen Lärm: es scheint schlechter Laune. In der Kabine befinden sich ein Mitglied der finnischen Gesandtschaft in Stockholm, der Rechtsanwalt Göran Ehrnoth, der später mein Reisegefährte wird, ein Offizier und ein



Marschall von Mannerheim mit den Generälen Ohquist, Ostermann und Oesch (den drei «O»).



Von links nach rechts: Minister Egger, schweizerischer Gesandter in Finnland, Frau Minister Egger, Gesandtschaftssekretär Wegmüller.



Risto Ryti
Finnischer Ministerpräsident.



Väino Tanner
Finnlands Außenminister.

paar Freiwillige. Wir überfliegen Stockholm, dessen Kanäle, Strassen und Häuserreihen sich mit erstaunlicher Deutlichkeit vom Schnee abzeichnen. Mit ihren Millionen Lichtern gleicht die Stadt einem riesigen Weihnachtsbaum, der rasch hinter uns erlischt.

Die Motoren rattern. Dann und wann schnaubt das Flugzeug oder macht einen kleinen kitzligen Sturz, so dass einem ganz heiss wird; man fühlt sich ungefähr wie in einem Lift, der vom dritten Stock hinunterstürzt. Ich sinne dem eigentümlichen Dasein der paar Menschen nach, die der Zufall des Lebens hier zusammengebracht hat: sie vertauschen ein friedliches Stück Erde mit einem Land, das sich im Krieg und im schlimmsten Bombenregen befindet . . . Wer von uns wird den Boden, den wir verlassen, wieder sehen? Und wann? Und nach was für Erlebnissen und Leiden? . . . Und wer ist der Pilot da, den niemand von uns kennt, dem jeder nach Gutdünken vertraut, weil seine Vorgesetzten Vertrauen auf ihn haben? Nichts wissen wir von ihm und vertrauen ihm doch unser Leben an. Eine falsche Richtung, eine Motorpanne auf diesem nächtlichen Flug, und wir sind ebenso gut verloren wie er. Seltsame Stunde für mich, weil heute abend, am 24. Januar, meine waadtländischen Mitbürger den Jahrestag unserer Unabhängigkeit feiern, während ich den Helden entgegenfliege, die ihr Leben hingeben für die Unabhängigkeit ihres Landes ...

Die Lichter sind alle von der Erde verschwunden. Unter uns das gefrorene Meer. Unser Flugzeug ist wie ein Irrlicht in der Nacht. Wir fliegen zwischen dem Himmel und einem Nebelmeer, das von sich bewegenden Spalten durchbrochen wird, dahin. Plötzlich zerstreut sich der Nebel; das Meer mit seiner Eisdecke kommt zum Vorschein. Der Pilot löscht die Lichter im Innern des Flugzeuges: wir nähern uns der Küste, und da heisst es, ja keine Begegnung zu riskieren.

Die Fahrgäste sind ins Dunkel gehüllt. Kein Wort. Kein Geräusch, ausser dem stürmischen Rattern des Motors. Diese eindrucksvolle Stunde ist so schön, dass ich sie andachtsvoll genieße, um die Erinnerung daran ewig in mir zu bewahren. Denn Stunden wie diese machen die Schönheit des Lebens aus – nicht unsere täglichen Mühen, noch unser gewöhnliches Tun. Die Stunde gleitet durch die Nacht, ihre Minuten fallen ins Meer, gleich den verwelkten Blättern eines Baumes. Aber eine andere Stunde geht auf: für die einen eine Stunde der Freude und Liebe, für andere eine Stunde der Verzweiflung und des Todes.

Gegen neun Uhr kommt Land zum Vorschein. Die Wälder darauf sind so zahlreich und die Räume dazwischen so schmal, dass ich zuerst nicht wusste, ob es die Küste sei. Aber da stehen – ohne Licht – kleine Menschenwohnungen. Dort ein Schulhaus. Hier eine Kirche. Da Friedhöfe. Einzig die Toten blieben heute in Finnland ruhig, keine schaurigen Sirenen stören ihren Schlaf.

Vollmond. Die Nacht ist so hell, dass jeder Strauch sich vom Schnee abhebt. Welch leichtes Ziel für die Unglücksbringer. Da – ein Licht blitzt auf, verschwindet wieder. Aber es taucht von Neuem auf: ein Scheinwerfer. Der Pilot antwortet. Der Mensch am Himmel spricht mit denen auf der Erde drunten. Unter uns liegt der Flugplatz, dessen farbige Lichter jede Einzelheit beleuchten. Der finnische Flieger lenkt so sicher wie ein Gott und landet glatt.

Helsinki um vier Uhr morgens.

In Abo-Turku empfangen mich der Gouverneur und der Polizeihauptmann mit ausgesuchter Freundlichkeit. Herr Minister Haerko hatte in liebenswürdiger Weise für mich vorgesorgt: Ein von einem Polizisten gelenktes Auto wird mich nach

dem ungefähr 200 Kilometer weiter entfernten Helsingfors (Helsinki) bringen.

Langsam, beklommenen Herzens, besichtige ich die Stadt Abo, eines der am schwersten heimgesuchten Ziele der russischen Bomber. Hier, am Marktplatz, haben die Bomben ein Dach weggerissen und ein Haus eingäschert. Dort reckt ein grosser Palast, dessen Inneres ganz vernichtet ist, seine Stümpfe gegen Himmel, wie wenn sie Gott zum Zeugen anrufen wollten. Etwas weiter davon ist ein altes Haus in die Grube gestürzt, die eine Bombe hart davor aufgerissen hat. Im ärmeren Stadtteil dieselben Verwüstungen. Man beisst die Zähne aufeinander. Der Ekel steigt einem auf die Lippen. Man möchte denen ins Gesicht speien, die auf diese Weise offene Städte und Arbeiterwohnungen angreifen, die Familienmütter in Stücke reissen, währenddem sie auf den Markt gehen. Wo sind da die militärischen Ziele? Kein einziger Soldat ist zu sehen! Nur alte Männer, Frauen und Kinder. Lauter brave, harmlose Menschen.

Durch eine aufgeworfene Strasse gelangt das Auto zu einem grossen Gebäude, das nur noch ein geschwärztes Gerippe bildet. Man versuchte offenbar, den Brand zu löschen? Aber es gelang nicht. Das Wasser bildete gewaltige Eiszapfen. Die Fassade sieht nun aus, als wäre sie mit den grössten Orgelpfeifen der Welt geziert, weil die Natur den Anblick der menschlichen Verbrechen nicht zu ertragen vermochte.

Wir fahren Helsinki zu. Wie alle finnischen Autos ist auch das unsere weiss getarnt: man übertünchte es mit Kalk. Mein Kamerad übersetzt mir die neuesten Nachrichten, die ihm die Regierung eben drahten liess, ins Englische: 500 russische Bomber waren heute am Vernichtungswerk. Ein Spital wurde getroffen und 20 Kranke getötet...

Mein Mitfahrender spricht von seinen Besorgnissen und seiner Entrüstung: «Werden wir uns auf die Dauer gegen diese russischen Horden, die zahllos sind wie Heuschrecken, halten können? Unsere Leute sind im Verhältnis zu klein an Zahl, so dass an Ablösung gar nicht zu denken ist. Seit Kriegsbeginn kämpfen sie, ohne auszusetzen, gegen einen Feind, der sich fortwährend ergänzt: kaum ist eine russische Division vernichtet, so taucht eine neue auf. Der Heldenmut unserer Männer ist rührend, herrlich! Aber auch sie sind Menschen, nicht Maschinen! Und was geschähe, wenn die Russen gewinnen sollten, weil uns die andern Länder nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen wären? O! Wir geben uns keiner Täuschung hin; es bedeutet den Tod, unser Volk würde in alle Teile Russlands verschleppt und durch hundertprozentige Bolschewisten ersetzt. Es wäre Finnlands Ende! Denn die Russen würden das Land nicht nur besetzen, sie würden es vernichten ..

Schmerzlich klingt seine feurige Stimme, die ungeduldig nach den fremden Worten sucht, durch die Nacht. Es ist die Stimme eines Mannes, der seine Heimat liebt und dem der Gedanke furchtbar wehtut, die Hilfe für die kämpfenden Helden könnte zu spät kommen.

Stumm liegen die kleinen roten Landhäuser da. Die Bauernhöfe sind ausgestorben. Aber die grossen Bäume der Wälder sprechen ihr Wort zu den Bombenabwürfen des Tages; der Wind trug es ihnen im Vorüberwehen zu und sie klagen an: «Früher kannten wir die Wölfe. Sie sind verschwunden. Nun kennen wir Menschen, die schlimmer hausen als die Wölfe. Warum sind die auf zwei Beinen stehenden Tiere schlechter als die andern?»

* * *

Die Strasse von Abo-Turku nach Helsinki ist zweifellos ausgezeichnet. Aber Schnee und Glatteis machen sie gefähr-

lich. Wie fröhlich und schön muss dieses Land voller Wälder, leichter Hügel und Landhäuschen im Sommer sein! Wir begegnen zahlreichen Bauern, die zu Fuss oder auf ihren schmalen Schlitten von Dorf zu Dorf ziehen. Tagsüber verbergen sie sich in den Wäldern. Nachts kehren sie nach Hause zurück. Sie führen jetzt ein Leben wie wilde Tiere. Ist das etwa das Glück, das die Herren vom Kreml den Landarbeitern bringen wollen?

Dann und wann steht ein Mann auf einer Brücke Wacht: entweder ein fünfzehnjähriger Knabe oder ein siebzigjähriger Greis. Denn kriegsfähige Männer stehen alle an der Front.

Um zwei Uhr morgens kommen wir in Helsinki an. Man lässt mich vor einem riesigen Gebäude aussteigen, das den Eindruck macht, als befände es sich im Abbruch, da weder Fenster noch Türen, sondern nur überall Bretter zu sehen sind. Mein Führer versichert aber, ich sei wirklich vor dem Hotel, und lässt mich durch eine Brettertüre, die sich auftut wie ein finsternes Loch, eintreten: ich stehe in der Hotelhalle. In meinem Zimmer, dessen Fenster luftdicht abgeschlossen sind, finde ich eine Thermosflasche mit heissem Tee und ein paar belegte Brötchen. Mitten im Krieg bleibt der Finne der gastfreundlichste Mensch. Unter den gegenwärtigen Umständen greift einem diese Sorge um die andern doppelt ans Herz...

Bis um vier Uhr morgens arbeitete ich an diesen Notizen, welche ich nach ein paar Stichwörtern, die ich im Flugzeug und im Auto in mein Kaienderchen gekritzelt hatte, aufzeichnete.

Gute Nacht, ihr Leute dort unten, Menschen meiner Heimat! Möge euch Gott vor diesen Schreckbildern behüten!...

Helsingfors, am Abend.

Heute morgen um sieben Uhr war ich auf. Es ist eigenartig, wie rasch man im Militär oder auf einer Forschungsreise so ganz vom Zivilleben abweichende Gewohnheiten annimmt! Seit meiner Abreise aus der Schweiz habe ich jede Nacht kaum ein paar Stunden geschlafen. Das Reisefieber, die Aufzeichnungen, Besuche, Schwierigkeiten und kleinen Besorgungen liessen mich nicht zur Ruhe kommen. Eine Lebensführung, die mich verjüngt hat wie der Tagesplan einer Afrikareise.

Dank den Bemühungen des schweizerischen Gesandten, Herrn Minister Egger, habe ich heute morgen dem Herrn Ministerpräsidenten Risto Ryti, dem Minister des Äussern, Herrn Vaino Tanner, dem Herrn Minister Voionmäa, Generalsekretär des Ministeriums, und den Herren Yöntilä und Toivola, seinen hauptsächlichsten Mitarbeitern, einen Besuch abstatten können.

Fassen wir zusammen, was ich gehört habe: Die Russen verfügen über ein gewaltiges Material. Ihre jetzt kämpfenden Truppen sind besser ausgerüstet als die am Anfang eingesetzten. Bis zur Kompagnie-, sogar bis zur Bataillonsstärke schlagen sich ihre Abteilungen tapfer. Aber vom Regiment weg steht es mit der obern Führung schlecht. Vielleicht ist das jene Erscheinung, die man in Moskau die «Säuberung der Kader» nennt . . .? Der Druck der russischen Armeen geht trotz der Vernichtung ganzer Divisionen weiter. Die Bombenabwürfe auf Städte und Dörfer, die nicht die geringste militärische Bedeutung haben, werden fortgesetzt. Die russischen Flieger nahmen sich Knaben, die über die Strassen liefen, Frauen auf den Feldern, sogar einen Leichenzug zu Zielscheiben! Vor nichts, gar nichts machen sie halt. Ihre Absicht liegt klar zu Tage: Angreifen, wo es am wenigsten gefährlich ist, Schrecken verbreiten und so die seelische Widerstandskraft untergraben.

Das ist der totale Krieg mit all seinen Schrecknissen! Die finnischen Flieger sind derart in der Minderzahl, dass sie für Erkundungsflüge und Kämpfe an der Front reserviert werden müssen.

Ich fand hier nur Wohlwollen, Offenheit, Entgegenkommen und Vertrauen. Als Schweizer wurde ich wie ein Freund empfangen. Die Minister sprachen mir in den schmeichelhaftesten Worten vom eben verstorbenen Bundesrat Motta. Und ich habe Herrn Yöntilä dabei überrascht, als er das «Journal de Genève» auf dem Weg zu seinem Büro las!

Auf den Mitgliedern der finnischen Regierung lasten die erdrückendsten Sorgen, die sich nur denken lassen: das ganze Dasein ihrer Heimat steht auf dem Spiel. Trotzdem bewahren sie eine unbeirrte Ruhe und empfangen Sie mit einem ruhigen Lächeln. Welches Vorbild!

Allerdings verbergen sie ihre Sorgen nicht: Finnland braucht unbedingt Menschen, Kriegsmaterial, Geld und Lebensmittel. Die sofortige Unterstützung aller ihm freundschaftlich gesinnten Staaten und aller Menschen, die guten Willens sind, ist unerlässlich: es handelt sich hier um eine Frage von Tagen, nicht von Monaten. Jede Stunde, die vergeht, ist bedeutsam für Finnland. Wird man das begreifen?

* * *

Um 2 Uhr 30 nachmittags sind unsere Besuche zu Ende. Ein kurzer Sprung zur schweizerischen Gesandtschaft. Ihre Räume sind geschlossen, Bilder und Geschirr wurden eingepackt. Leere Rahmen und der Wand entlang geordnete Stühle. Im Arbeitszimmer des Ministers liegen die Splitter der grossen Granate, die während des Bürgerkriegs in Madrid auf das schweizerische Gesandtschaftsgebäude fielen; Herr und Frau

Egger blieben glücklicherweise wohlbehalten, aber ihre in dreissig Meter Entfernung stehende Garage wurde vollkommen zerstört!

Während uns das Auto in das verlorene Dorf bringt, in welches sich das diplomatische Korps flüchten musste, erzählt mir Herr Minister Egger seine von besonderem Pech verfolgte Laufbahn: 1915 tat er Dienst in Paris während der Beschiessung durch die «dicke Bertha»; 1918, während der ganzen Revolution, arbeitete er auf unserer Gesandtschaft in Berlin; seit 1937 lebte er während 18½ Monaten mit Frau Egger unter dem Granatenhagel und in der grössten Hungersnot in Madrid. Im August 1939 richtete er sich in Helsinki ein, wo er eine wohlverdiente Ruhe an einem weniger aufregenden Posten zu geniessen hoffte. Aber nichts von dem! Der Krieg suchte ihn auch hier wieder heim, und die täglichen Bombardierungen mit all ihrem Schrecken beginnen wieder von vorn . . . Nach Madrid Helsinki!

Aber Herr Minister Egger und Frau lassen sich nicht beirren. Einfach und entschlossen sagen sie: «Wir bleiben hier, um unsere Pflicht zu tun, solange die finnische Regierung es erlaubt, – bis zum Ende, wenn nötig . . .» Worauf ich ohne Zögern antworten konnte: «Wie Sie beide es bisher immer und unter allen Umständen getan haben...»

Obwohl Frau Egger wegen Unterernährung in Madrid das Licht des einen Auges einbüsste, will sie auch diesmal wieder bleiben. Sie gehört zu den drei einzigen Damen des diplomatischen Korps, die nicht abgereist sind. Ohne Umstände sagt sie mir: «Der Platz der Frau ist an der Seite ihres Mannes, besonders, wenn er in Gefahr steht.»

* * *

Im Dörfchen X., bei «unserer» Gesandtschaft, wurden wir alle ausgezeichnet empfangen. «Wir», das heisst: die diplomati-

sche Post, die grosse Schokolade, die Büchse Nescafé – und ich.

Herr Minister Egger erzählt mir von den letzten Luftschutzalarmen: sie waren etwas Alltägliches. Er sah die verderbenbringenden russischen Bomber scharenweise über seinen Kopf weg fliegen. Eines Tages befand er sich im dritten Stock eines grossen Kaufhauses in Helsinki, als die Sirene Alarm gab. In vollkommener Ordnung, ohne Drängen, ohne die geringste Unordnung, stiegen die Kunden (Hunderte von Frauen, fast keine Männer) Stufe für Stufe, ernst, die Treppen hinab. Als das Geräusch der ersten Explosion ertönte, setzten sie ihren Weg fort, ohne einen Schrei, ohne ein Wort, im gleichen ruhigen Rhythmus, während die Verkäuferinnen noch ihre Tische fertig aufräumten.

«Dieses Volk ist herrlich in seiner Ruhe, Tatkraft, Entschlossenheit und seinem Mut,» schloss Minister Egger. Und er kennt sich aus!

* * *

Überall in Finnland springen einem diese Ruhe und dieser Ernst in die Augen. Aus jedem Gesicht kann man sie ablesen: dem der Staatsmänner, Offiziere, Zivilisten, Frauen, Greise. Die vereinzelt Militärs, denen ich begegnete (denn seit ich in Finnland bin, sah ich noch keine einzige geschlossene Soldatenabteilung), fielen mir durch ihren einfachen, harten Gang, ihren schönen Wuchs und ihre Kraft auf. Finnland ist wirklich das Land der Athleten.

* * *

Wollen Sie etwa behaupten, die U.R.S.S. stehe im Krieg mit Finnland? Wer hat Ihnen denn dieses Märchen aufgebunden? Vermutlich irgendein Lästernaul, das im Solde der verruchten Kapitalisten einer Demokratie steht!

Ach ja: Ein paar Scharmützel hat es wohl gegeben, ein paar kleine Reibereien, ein paar Knalle, die von selber losgingen. Aber Krieg? Ach woher! Wussten Sie denn nicht, dass die bolschewistische Regierung die erste Verfechterin des Friedens ist? Haben Sie die offiziellen Erklärungen des Herrn Litwinow in Genf und die sonnenklaren Definitionen, die er vom ... Angreifer gegeben hat, vergessen? Natürlich darf man aber einer Grossmacht, wie der U.R.S.S., nichts in den Weg legen, sonst könnte sie eines Tages in Zorn geraten...

Daher protestierte auch, an einem der vergangenen Abende, ein roter Kommissär mit einem Lautsprecher in der vordersten Linie (nach der Niederlage einer russischen Abteilung, der sämtliches Material abgenommen worden war) mit folgenden Worten: «Hört, ihr Finnländer: die Sowjetregierung war euch gegenüber bis heute höchst geduldig! Aber wenn ihr in den nächsten Tagen nicht das gesamte . . . gestohlene (!!)

Material zurückgibt, wird sie euch den Krieg erklären müssen!

* * *

Die Fremden, die sich noch in Helsinki aufhalten, sind be- greiflicherweise nicht sehr zahlreich: in einem Hotel logieren die Journalisten und Reporter; in einem andern die offiziellen Abordnungen und die militärischen Vertreter. Meines Berufs halber wurde ich bei den letztem untergebracht.

Das Gesellschaftsleben hat hier jede überflüssige Etikette abgestreift. Keine Zeit verlieren. Hauptsache ist Handeln. Man muss praktisch sein, warm haben und von einem Augenblick zum andern bereit sein, mit dem aufs Notwendigste beschränkten Gepäck umziehen zu können! Wo steckst du, Protokoll? Adieu, Frack und Smoking!

Wegen des Nebels kam es heute nicht zu einer Bombardierung. In den Zimmern konnte man sogar die innern, mit Bret-

tern beschlagenen Fenster öffnen. Die äussern Flügel mussten geschlossen bleiben; ihre Scheiben sind mit Papier überklebt, was dem ganzen Zimmer das Aussehen einer Zelle gibt. Wie gern sieht man wieder einmal Licht! Es ist, wie wenn wir unsere Kerker gegen Zimmer für Untersuchungshaft vertauscht hätten ...

Auf die freundliche Einladung des Herrn Ministerpräsidenten nahm ich heute abend um 18 Uhr mit den vier Delegierten der englischen Arbeiterpartei, den Herren Walther Citrine, Bell, Noel Baker, John Downie, an einem intimen Empfang teil. Ich fragte Herrn Citrine, ob er der Verfasser eines Buches über eine Reise durch Sowjetrussland sei, das ich kürzlich gelesen hatte (ein höchst strenges Buch eines mutigen Arbeiters, der sich nicht hat beeindrucken lassen). Er ist es.

Am Schlusse dieser privaten Unterredung mit den Ministern wurde ein Abendessen gegeben. Ein Kriegsbankett. In kriegerischer Haltung. Ein ernstes Essen. Keinen Augenblick vermochten sich unsere Gedanken vom Kriege und vom Schicksal Finnlands abzulenken. Wie könnten sie, unsere Gastgeber, es tun?

Beim Kaffee hält Herr Minister Tanner eine mutige, offene Rede, in welcher er mit aller Einfachheit die Lage seines Landes darlegt.

Citrine antwortet: er sei nicht als Abgesandter seiner Regierung da, sondern als Delegierter der Arbeiterpartei. Was die Delegation gesehen habe, beweise das Furchtbare dieses Krieges. Er sichert der finnischen Regierung seine Sympathie und Unterstützung zu.

In Kürze antworte auch ich auf den freundschaftlichen Willkommensgruss des Herrn Ministers des Äussern.

Die höchst interessantesten Unterhaltungen dauern noch bis Mitternacht an. Mehrere Mitglieder der Regierung, der englische und der schweizerische Gesandte und hohe Beamte waren zugegen.

Helsinki am Tag darauf.

Von sieben Uhr früh an habe ich gearbeitet. Ich hatte das Pech, ein Brillenglas zu verlieren, und kann nun nicht mehr schreiben. Daheim wäre ich in einem Sprung beim Optiker gewesen. Hier erfahre ich nun, dass so etwas gegenwärtig eine ganz verwickelte Sache ist. Erstens keine Taxis, da nur offizielle Autos und öffentliche Transportwagen fahren dürfen. Zweitens keinen Führer: es gibt nur noch so wenig Hotelangestellte, dass mich niemand begleiten kann. Man schreibt mir die Adresse auf einen Fetzen Papier, zeichnet eine kleine Skizze daneben, – und fort bin ich. Es ist acht Uhr früh. Undurchdringlicher Nebel. Folglich wird es den ganzen Tag ruhig sein. Um so besser für Finnland!

Ein schweres Stück, meinen Laden zu finden! Da alle Schaufenster und alle Türen vollständig hinter Brettern versteckt sind, gibt es keinen anderen Wegweiser als die Inschrift über dem Schaufenster – wenn überhaupt eine solche da ist. Dazu sind die Aufschriften nicht leicht zu entziffern. Halb aufs Gratewohl streife ich herum, finde aber das Geschäft schliesslich doch. Leider wird erst um 9¼ Uhr auf gemacht. Schon wollte ich unverrichteter Dinge wieder heimkehren, als ich den Namen einer grossen Buchhandlung las, die Professor J.P. Perret in seinem vortrefflichen «Portrait de la Finlande» so sehr lobt. Ich trete ein und staune: es ist die schönste Buchhandlung, die ich je gesehen habe.

Ich kehre zum Optiker zurück. Finde da das passende Glas. Klug geworden, kaufe ich mir noch eine zweite Brille. Ah! Das ging nicht von selber! Vergeblich versuchte ich, Französisch zu sprechen, mit Deutsch weiterzufahren und aufs Englische überzugehen: nichts zu machen; die Leute können nur Finnisch! Zum Glück hat man die Zeichensprache!

Auf einmal hörte ich in dieser finnischen Sprache, von der ich nur ein einziges Wort weiss, das übrigens schwedisch ist («tak» = danke), Worte heraus, die ähnlich klingen wie ihre Brüder in andern Sprachen. Das tat mir wohl, denn es war mir, als würde ich in einem fremden Land bekannte Menschen treffen. Aber da ich den Rest des Satzes doch nicht verstand, kam ich damit nicht weiter. Punkt zehn Uhr verlasse ich mit meinen vier Augengläsern den Laden und sage zehn Mal nacheinander: «Tac, tac, tac ...» wie ein Maschinengewehr. Die drei Fräuleins amüsierten sich darüber. Ein paar Minuten lang vergassen sie ihre Sorgen. Dann riefen auch sie mir nach: «Tac, tac, tac!...»

* * *

Donner, war das kalt gewesen bei meinem vielsprachigen Optiker! Die drei Fräuleins trugen Skischuhe und dicke Mäntel. Sie sahen aus wie Jahrmarktverkäuferinnen. Der Laden wurde ständig elektrisch erleuchtet, weil die dicken Holzbekleidungen an den Schaufenstern und Türen nicht das geringste Licht hereinlassen. Was muss das für eine Qual sein, immer in diesem künstlichen Licht, in dieser Kälte, in diesem Alarmzustand, der einem langsam an den Nerven nagt, zu leben! Arme Menschen! Wenn ihr wüsstet, wie ich mit euch leide!

* * *

Ich habe nicht viele Grundsätze. Aber an den wenigen halte ich leidenschaftlich fest. Drum gehe ich nie auf Reisen, ohne vorher meine Sachen in Ordnung zu bringen. So lasse ich mich jedesmal, wenn ich ein einigermaßen gefährliches Unternehmen vorhabe, vorher fotografieren und setze dabei ein wohlgefälliges Lächeln auf: Sollte mir dann ein Missge-

schick passieren, so sagen die lieben Mitmenschen: «Schaut da seine letzte Photo, wie er lächelt!» Und das wird wohl tun. Für unser eigenes Glück ist es ja so wichtig, dass wir andern Freude bereiten; das ist eine uneigennütige Art von Selbstsucht.

Kurz und gut, ich fuhr in den achten Stock der dritten Strasse links, deren Name, glaube ich, mit «työtä» aufhört, hinauf und fand dort zwei frierende Leute, die warteten . . . Worauf? Auf einen Kunden? Kaum! Auf eine Bombe? Das klingt wahrscheinlicher . . .! Wie Ölgötzen sahen sie mich an. Ich bestellte alles, was sie nur wollten. Aber die Rechnung war so niedrig, dass ich dem Betrag einen kleinen Stoss geben musste . . . Ich nehme an, dass die Leute seit zwei oder drei Tagen nichts mehr gegessen hatten. Sie sahen totenbleich aus. Ja, ihr Menschen bei uns zu Hause, die ihr so gern jammert, euch hätte ich dieses Elend zeigen mögen, damit ihr eure unermesslich guten Verhältnisse einmal schätzen lernt...!

* * *

Der Preis der Lebenshaltung ist hier zur Zeit gleich hoch wie in der Schweiz. Für meinen Lunch bezahlte ich soeben 72 MK («marka»), was nach dem gegenwärtigen Kurs Fr. 7.20 ausmacht.

Mahlzeiten in Schweden und Finnland haben ihren eigenen Reiz: Mitten im Saal steht ein grosser, mit Fischen, Käse, Wurst, Fleisch und Brot bedeckter Tisch. Jeder holt sich einen Teller und liest sich die ihm zusagenden Gerichte aus. Wenn der Teller leer ist, kehrt man zum Tisch in der Mitte zurück und verproviantiert sich von Neuem. Diese Pilgerfahrten mit dem Teller in der Hand sind zuweilen recht lustig. Nachher geht man dann zu den warmen Speisen über, die, wie bei uns, aufgetragen werden.

* * *

Da hat mir doch der Concierge etwas ganz Sonderbares erzählt: «Die Russen haben Helsinki seit zwei Tagen nicht mehr bombardiert, weil eine Delegation der Labour Party hier weilt. Solange sie da bleibt, wird Helsinki in Ruhe gelassen!» Ich hüte mich wohlweislich, dem Mann zu sagen, dass der englische Delegationsführer, Herr Citrine, nach seiner Russlandreise ein so deutliches Buch gegen die Sowjets schrieb, und dass seine Moskauer «Freunde» daher wahrscheinlich im Gegenteil entzückt wären, wenn sie ihn etwas ... einseifen könnten! Aber ich sage lieber nichts: Man soll nämlich das Vertrauen, welches das freie Volk in die Politiker hat, nicht herabmindern ... Es wird schon selten genug...!

Heute nacht fahre ich weg, an die Front.



Der Verfasser des Buches in Begleitung finnischer Soldaten, zwischen den K.P. der X. Division und der X. Brigade.



General Ohquist in Beratung mit seinen hohen Offizieren.

In der Mannerheini-Linie:



Bau eines Unterstandes. (Die Erde wird nachher wieder auf die Baumstämme, die hier die Funktion des Dachgebälks ausüben, geworfen.)



Drahtverhau.



Eine «weisse Patrouille».



An der Front: Mahlzeit im Zelt. Links der Kommandant.



Gebet vor der Schlacht.



In vorderster Linie: Bericht rückwärts durch Militär-Radio.

III.

MITTEN IM KRIEG

I. KAPITEL

DER FINNE

In einem Soldatenzug fahren wir der Front zu. Die Männer singen.

«Was sind das für schöne, schwermütige Lieder, Herr Oberleutnant Leppo?»

«Vaterlandslieder, Herr Oberst. Lieder von Liebe, Freiheit, von unseren Wäldern, unseren Seen und unserer Heimat.»

«Erzählen Sie mir, lieber Kamerad, von den Finnen. Ich bewundere in Begeisterung euren Mut, eure Gewandtheit und eure Einfachheit. Ich fühle mich bei euch wie zu Hause, wie in der Schweiz, trotz eurer schwierigen Sprache. Aber ihr, ihr kommt mir wie empfindungslos vor. Oder täusche ich mich etwa? Rührt vielleicht diese Empfindungslosigkeit von den weiten, einsamen Räumen eurer Heimat her?»

«Empfindungslos, ja,» antwortet mir Oberleutnant Leppo. «Und doch wieder höchst empfindsam und schwärmerisch. Ich werde Ihnen morgen abend einen Essai unseres jungen Dich-

ters Lorenz von Numers geben, den mein Kamerad Raph Enckel übersetzte und der nach meiner Ansicht eine der wahrsten Seiten darstellt, die je über den finnischen Menschen geschrieben wurden.

Hier der Essai, den mir Oberleutnant Leppo am folgenden Tag überreichte:

*Einsamkeit des Herzens in der Leere der Seele,
Kampf des Meeres und winterliche Winde . . .*

sang der arme Lélian (gemeint ist der französische Dichter Paul Verlaine. D.Ü.). Zugegeben, dass es sich hier um die Liebe handelt. Aber ich glaube, Verlaine hat mir in diesen zwei Versen die Leitworte gegeben – Einsamkeit, Kampf, Winter –, um von meinem Volk und meiner Heimat zu reden. Ich möchte nur eines hinzufügen: den Raum. Damit habe ich die drei Schlüssel in der Hand, die mir den Zugang zum Verständnis der finnischen Seele erschliessen.

Zweifellos haben wir, die wir so nahe beim Wohnsitz des Gottes Boreas wohnen, in Gegenden, die einst von den Geographen mit dem Namen Ultima-Thule bezeichnet wurden (nach ihnen war es die nördlichste Grenze der Welt) – Eigentümlichkeiten, durch die wir uns von andern unterscheiden. Aber auch Landschaft und Klima haben etwas Besonderes, und ein paar Worte genügen, um uns besser zu verstehen.

Wenn Sie mit dem Auge auf einer guten Karte Finnlands den launenhaften Windungen der langen Grenze zur Rechten nachgehen, so sehen Sie darauf, genau wie auf jeder Karte, eine Unmenge von Ortsnamen. Aber glauben Sie nicht, es seien Städte und Ortschaften. All die Namen, die Sie fast nicht aussprechen können, bezeichnen vielleicht einen Bauernhof, ein paar, in den riesigen einsamen Wäldern verlorene Häuser; viel-

leicht steht eine Kirche mit einem spitzen Giebel dabei und daneben ein Glockenturm mit einem von Teer glänzenden Dach. Die Grabsteine neigen sich mehr und mehr, die Holzkreuze verfaulen langsam, Thymian und Unkraut drohen das Ganze zu überwuchern. Aber vielleicht irren Sie sich. Es könnte auch eine mitten ins unbewohnte Land hineingebaute Fabrik am Ufer eines wilden Flusses sein, wo es heute – Hunderte von Kilometern von der nächsten Stadt entfernt! – von Tausenden von Arbeitern wimmelt. Ein blitzend neues Werk des zwanzigsten Jahrhunderts, mit unendlich langen Reihen von sauber angelegten, soliden Landhäuschen, wo die sie bewohnenden Arbeiter die ersten Erdbeeren ihres Gärtchens selber kosten können; ein Industriezentrum voller Leben und Jugendkraft, mit Banken, Hotels, Kinos ...

Finnland ist das Land der Gegensätze. Das Allerneueste findet sich hier neben Veraltetem und neben Dingen, denen man kein Alter ansieht.

Das modernste Hotel liegt auf der Höhe des Polarkreises. Nur kein Erstaunen, wenn Sie da auf einem Spaziergang einem Renntier begegnen. Dieses Tier mit seinen gewaltigen und verzwickten Hörnern bildet die Kuh Lapplands. Und die einzigen Eisbären des Landes finden Sie hinter den Gittern des Tiergartens der Hauptstadt Helsinki.

Die Rolle, welche Einsamkeit und weite Räume im Leben des Menschen spielen, kann nie überschätzt werden.

Ich wanderte auf der alten Strasse, die sich von Castelnau-dary nach Villepinte in der roten Landschaft von Lauragais hinauf schlängelt. Der Frühling hatte die Pappeln mit zarten Sprossen übersät, die Weinstöcke grünten, und Mutter Erde trug unter den sanften Sonnenstrahlen schwarze Lärchen, Ochsen, wie in unbefleckten Gewändern, und in den Weinber-

gen rote Trauben. Weisses Licht strahlte übers Land und schien von überall her zu kommen, von den Steinen und Hängen; allem verlieh es eine unbeschreibliche Reinheit. Das war Occitanien (Languedoc), wo helle Klarheit herrschte. Die Städte sasssen wie Raubnester auf den Felsen, Dörfer kauerten im Schutze von Erdwällen. Alles war so alt und so natürlich und schien immer so gewesen zu sein! Die Natur liess den Menschen nicht allein im Raume.

Bei uns, wo es oft schwierig ist, einen vierten Spieler fürs Bridge zu finden – wir sind neun Finnländer auf den Quadrat-kilometer –, versenken wir uns nicht in die Natur wie ein Weinbauer von Lauragais. Bei uns trägt sie eine rauhe Schale; sie fordert zum Kampf heraus. Der karge Boden gibt seine Früchte nicht für ein paar schöne Worte und ein paar Spatenstiche her. Trotzdem hat der Mensch diese Natur gemeistert. Die Ernte bei uns ist pro Hektare bebauten Landes ergiebiger als in Frankreich. Der Finne ist ein Kämpfer, der sich niemals für besiegt erklärt.

Auf dieser Welt, wo uns nichts umsonst zufliesst, besitzen wir als Gegengabe für unsere weiten Räume die stille Einsamkeit und für den düsteren Winter und den Schnee unseren herrlichen Sommer. Die Schwermut unserer Musik und Dichtung ist die schwarze Blume der stillen weiten Räume; unter Orangenbäumen würde sie nicht gedeihen.

Man sagt, der Finne sei zurückhaltend und verschlossen. Einverstanden. Ein Mensch, dessen nächster Nachbar eine Meile entfernt wohnt, verliert leicht die Gabe angenehmen Redens. Er öffnet sein Tor nicht jedem, der so daherkommt, aber wenn die Freundschaft einmal da ist, dann hält sie fürs ganze Leben. Man sagt auch, er sei langsam und abgestumpft. Das ist eine glatte Verleumdung.

Er macht wohl oft einen schwerfälligen Eindruck, aber auf gepasst, es glüht ein mächtiges Feuer in ihm. Auf die ihr eigene rohe Weise hat die Geschichte die Finnen gelehrt, nicht den Geschäftigen zu spielen. Wir hasten und eilen nicht gern, aber kommen immer zur Zeit an. Eines unserer alten Sprichwörter behauptet, die Eile sei nicht von Gott geschaffen. Aber wenn es nötig ist, können wir uns auch beeilen. Finnische Zimmerleute wandern nach den Vereinigten Staaten aus und arbeiten dort für vier; wir haben uns bereit erklärt, die für die olympischen Spiele notwendigen Vorbereitungen in zwei, statt in vier Jahren zu treffen. Und gewisse Weltrekorde in der Athletik zeigen, dass wir unsere Zeit nicht vertrödeln . . .

Ich habe einen lieben Freund in Lüttich, der sich darüber beklagt, dass sein Land überbevölkert sei, und der sagt, er träume oft von langen Ausflügen zu den stürzenden und fischreichen Flüssen in unsern grossen Wäldern. «Denken Sie,» sagt er, «bei uns stecken wir wie in einem Kino. Man kann sich nicht regen. Aber ihr Finnen habt so viel Raum, so viel Platz an der Sonne.» Und nie hört er meinen leisen Einwurf: «Ja, wenn die Sonne kommt.»

Es kommt schon, unser geliebtes Gestirn. Unser Herz jubelt auf in der Brust, wenn im Frühling die Tage länger werden und die Lichtreklamen immer blasser in der Helle unserer langen Tage schimmern. Über alles lieben wir das Licht. Und voll inniger Frömmigkeit zünden wir am längsten Tage des Jahres die Johannisfeuer an, gleich wie es unsere Vorfahren von jeher taten, um der Sonne ihre Kraft wiederzugeben, um zu verhindern, dass die Tage kürzer werden ...

Und die Wälder sind voller Vögel, die weit schöner singen als ihre Vettern auf den kanarischen Inseln, und Lachse schnellen aus reissenden Strömen. Und die grossen Seen sind übersät von waldgrünen Inseln.

Die Trunkenheit roter Hänge unter schwellenden Trauben, von denen Tristan Derème (ein französischer Dichter der Gegenwart. D.Ü.) spricht, fehlen uns, aber wir besitzen andere Dinge.

Lasst nur den Blick von einer Bergeshöhe aus in die Ferne schweifen, über blauende Wälder, die unter den blitzenden Strahlen der Julisonne verschwimmen (zu unsern Füßen das Moos, auf dem Tiere äsen; purpurrote Föhrenstämme; Geruch frischen Harzes und aufgerissener Erde; Ruf eines Wasservogels). Das Ohr der ängstlichen Erwartung des Frühlings entgegenhalten, wenn das Eis unserer Seen zerbricht und die Wildgänse mit sirrendem Gefieder durch die Nacht streichen. Auf dem Rücken im weissen Boot liegend, sich von den leisen Wellen des Morgenlüftchens wiegen lassen – von Wellen, die keine Wellen sind, die nichts sind als gekräuselttes Wasser; das Schilf übers bemalte Tuch des Bootes streichen hören und unter lastenden Ästen hindurch an schweigenden Ufern vorbeigleiten, wo ein Eichhörnchen in der grünen Stille Wasser schlürft...

Lorenz von Numers.

II. KAPITEL

AN DER FRONT, IRGENDWO IN FINNLAND

Der einfachste Anstand gegenüber meinen Gastgebern, die mir so viel Vertrauen entgegenbrachten, verbietet mir, Einzelheiten über Örtlichkeiten und Daten von dieser Reise an die Front anzugeben: ich habe nicht die Absicht, einer Auffindung der K.P. (Kommandoposten) und des Generalquartiers Vorschub zu leisten. Ich wurde dort als Kamerad aus der schweizerischen Armee, mehr noch, wie ein Freund empfangen. Ich wünsche auch nicht, den Spionagedienst zu erleichtern, der hier, wie überall, am Werk ist . . . Ich beschränke mich darauf, zu sagen, dass ich ganze Nächte auf der Reise war, im Zug, im Auto, oft zwölf Stunden hintereinander; dass ich den Vorzug hatte, in voller Vertraulichkeit mit dem Feldmarschall und seinem Generalstabschef und mehreren hohen Offizieren der finnischen Armee zu sprechen; und ich gebe hier nur, so gut wie möglich geordnet, meine persönlichen Beobachtungen wieder, – was ich sah und hörte.

Infolge des Nebels liessen sich wenig russische Bomber sehen, und wir konnten öfters bei Tag fahren und weite Strecken zurücklegen, ohne dass wir uns fortwährend in die Wälder zu stürzen brauchten. Das hat mir erlaubt, in kurzer Zeit vieles zu sehen.

* * *

Was Organisation und Ausbildung anbelangt, erinnert die finnische Armee in vielem an die Schweizerarmee. Das geht so weit, dass ich oft den Eindruck hatte, bei meinen eigenen Leuten zu sein und aktiv bei einer Inspektion mitzumachen. Soweit sogar, dass ich, ohne ein Wort von ihrer Sprache zu verstehen, den Gegenstand der Berichte erfasste. Der Schweizeroffizier fühlte sich als Glied der finnischen Armee ... Verteidigen wir denn nicht dieselbe Sache: die Sache der Freiheit? Und müssen nicht beide Länder den gleichen Feind bekämpfen: den Bolschewismus?

* * *

Der K.P. des Kommandos des X. Armeekorps befindet sich im kleinen Haus eines Weilers, in dem die Büros überall herum verteilt sind. Allergrösste Einfachheit. Es sieht viel eher aus wie im Kantonement einer Kompagnie, als wie im Kommandoquartier eines sehr wichtigen Frontsektors. Alles ist einfach und praktisch. Frauen arbeiten als Sekretärinnen, da sämtliche gesunden Männer an der Front stehen. Zahlreiche Telefonlinien – die Verbindungen klappen.

Ich äussere eine Hoffnung:

«Der Krieg wird doch sicher das unbequeme Papier unter den Tisch gewischt haben? Der berühmte Papierkrieg, der zu Friedenszeiten in allen Armeen der Welt so viel Unheil stiftet, ist zweifellos vom andern, dem richtigen Krieg umgebracht worden ...?»

«Nicht im Geringsten,» lautet die Antwort, «es braucht immer noch viel Papier; zum Teil ist es übrigens unerlässlich. Der Papierkrieg ist einfach etwas weniger heftig geworden!»

«Aber wenn eure Kompagnien Maschinengewehre erobern, dann benützen sie sie einfach, ohne dass sie darüber zu rapportieren brauchen?»

«Nein! Der Bericht ist notwendig, denn die Beute muss untersucht und hinter die Front gebracht werden, damit sie mit Munition an diejenigen Einheiten weitergeleitet wird, die sie am notwendigsten brauchen . . .»

«Einverstanden! Aber zweifellos benützt der Offizier die erbeuteten Waffen lieber sofort, statt sie den fragwürdigen oder weitschweifigen Weg über Seine Majestät das Büro gehen zu lassen?»

«Richtig! Und es kommt sogar vor, dass eroberte Waffen unter Kameraden des gleichen Sektors ausgetauscht werden..

Ich bin geschlagen: ich hatte gehofft, in Kriegszeiten sei der schreckliche Papierkrieg erledigt!

Aber mein Gesprächspartner, ein praktischer Mann, erklärt mir:

«Finnland produziert viel Papier. Die Ausfuhr ist schwierig geworden ... Wir müssen doch unsere Vorräte absetzen...!»

* * *

Vom K.P. des Armeekorps fahren wir im Auto zu dem einer Division. Wegen der schlechten Witterung befinden sich viele Schlitten auf den Strassen, aber keine Lastwagen. Man erklärt mir: die Lastwagen haben die ganze Nacht gearbeitet, die Schlitten besorgen die Verpflegung von der Ablösungsstelle nach der ersten Linie, so weit nach vorn wie nur möglich. Da sie schmal sind (ungefähr die Hälfte der unsern), schlüpfen sie leicht durch den Wald und kommen überall durch.

Alle Autos (die beschlagnahmt oder von den Besitzern geborgt sind) besitzen eine einfache Vorrichtung zur Befestigung von Skiern auf dem Dache. Die Strassenpolizei ist ausgezeichnet organisiert; an den Wegkreuzungen regeln Soldaten den Verkehr, geben Auskunft, leiten Befehle weiter, prüfen. Die Radfahrer sind zahlreich; trotz des Schnees haben sie schon gu-

te Dienste geleistet. Die Motorräder, die mehr und mehr aus dem finnischen Zivilleben verschwinden, werden von den Stäben nicht besonders hoch eingeschätzt; ihre Verwendung im Schnee war übrigens kostspielig und schwierig. Die kleinen billigen Autos werden ihnen entschieden vorgezogen.

Wir fahren so rasch, wie es die gefrorene Strasse gestattet. Ich bewundere die Meisterschaft des Lenkers – eines gewesenen Rennfahrers (man müsste nicht im Lande der Sportgrössen sein!).

Da: im Schnee ein breiter Trichter, dessen Umgebung mit Asche überstreut scheint, – ein Granatenloch. Solche Löcher werden von hier weg zahlreicher; wir gelangen in den Kampfabschnitt. Die Bäume tragen schmerzliche Spuren davon. Hier stehen welche mit zeretzter Krone; andere hat ein glatter Hieb über der Wurzel abgemäht; eine dicke Tanne scheint mit einer ungeschärften Säge abgezwängt worden zu sein. Dort streckt ein Bund Riesenzündhölzer seine Spitzen in den grauen Himmel hinein: dies ist der kostspielige Friedhof der russischen Geschosse. Arme Bäume! Verstümmelt, zerschlagen, zerschnitten, zerstückelt und zerrissen wie ihr seid, – was müsst ihr vom rasenden Stumpsinn der Menschen denken, gerade ihr, aus denen die Menschen so manches Schöne machten! Nun können sie euch kaum mehr als Brennholz verwenden, da eure Leiber voller Metallsplitter stecken, welche die Sägen zugrunden würden.

Schüsse donnern in unregelmässiger Folge. Dumpfes Rollen, kurzes Geheul. Rasch und kühl ziehen weisse Männer auf Skiern an uns vorüber. Sie gehen nicht. Sie gleiten. Ihre Bewegungen sind seltsam: lange Schritte, ein harter Stoss mit dem stärkern Fusse; sie sehen aus wie Riesen, die sich mit einem Trottinett vergnügen! Die Geschmeidigkeit der Hüften lenkt den ganzen Körper; athletischer Schwung!

An ihren Füßen sind die Skier keine angepassten Maschinen, kein festgemachtes Zubehör. Nein, sie sind wie eine Verlängerung ihres Körpers, Bestandteile des Körpers selber. Ich bin überzeugt, dass sie «Au!» rufen würden, wenn ich ihnen auf die Skier träte. Aber nein! Sie würden keinen Klageschrei ausstossen, weil sie gewohnt sind, wortlos zu leiden. Zwei kleine Beispiele seien dafür genannt: Der mich begleitende Offizier hatte einen Finger zwischen den Autoschlag und die Karosserie eingeklemmt, weil der Chauffeur in der Dunkelheit die Türe zugeschlagen hatte. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, sah ich seinen Finger hochaufgeschwollen, mit gespaltenem, blau-rottem Nagel. Er musste rasende Schmerzen haben. Aber er sagte kein Wort.

Ein anderer Offizier hustete fürchterlich: er hatte, so nebenbei, eine ganz gefährliche Bronchitis. Ich riet ihm, sich zu pflegen. Er antwortete: «Zu einem Arzt gehen? Nein! Er würde mich ins Krankenzimmer schicken. Und ich bin da zum Kämpfen ...!»

* * *

Alles hierzulande ist weiss: der Schnee, die Menschen, die Dinge, die Autos, die Karren, die Anhänger. Um nicht gesehen zu werden, tragen die Männer lange weisse Blusen. Trügen sie nicht Kapuzen, so sähen sie aus wie Chirurgen. Mit der Kapuze dagegen gleichen sie eher in den Norden verirrtten Arabern. Um den Blicken des Feindes noch besser zu entgehen, ziehen die Spähtrupps über ihre gewöhnlichen Hosen noch andere aus weissem Stoff über, die sie unten an den Knöcheln mit Schnüren zusammenbinden. Es sieht fast so aus, wie wenn sich diese Soldaten getäuscht und beim Ankleiden im Dunkeln die Unterhosen über die Hosen angezogen hätten.

Die Russen nennen sie «weisse Wölfe». Wölfe von erstaunlicher Geschmeidigkeit, gewaltigem Mut und zäher Widerstandskraft, fähig, Einzelpatrouillen von mehreren Tagen auszuhalten. Die Patrouillen sind nicht nur da, um zu spähen, den Feind aufzuspüren, seine Stärke, seine Stellungen und Zusammensetzung zu erkunden; sie bekämpfen ihn auch. Dieser unablässige Kleinkrieg lässt den Feind nicht zu Atem kommen, hindert ihn daran, sich auszuruhen, trennt die verschiedenen Abteilungen von einander ab und stört die Verpflegung. Mehr noch: die Spähtruppen holen ihre Munition bei den Russen, weil die Finnen die gleichen Karabiner haben wie ihre Gegner. Ich äussere mein Erstaunen darüber, denn die Finnen hätten ein moderneres Gewehr haben können. General Öhquist antwortet mir lächelnd:

«Ja, aber im Freiheitskrieg von 1918 haben wir eingesehen, dass die Russen uns vom ersten Kriegstag an gegen ihren Willen mit Munition versehen würden! . . . Die russische Regierung hat kürzlich behauptet, die Munition würde uns von einem fremden Staate geliefert. Für einmal hat die betreffende Regierung die Wahrheit gesagt: in der Tat versieht uns ein fremder Staat mit Munition, nämlich Russland selber...!»

«Weisse Wölfe»? Nein, denn der Wolf ist grausam und der Finne nicht. Mutig, ja, das ist er. Aber grausam nicht! Um sich davon zu überzeugen, genügt es zu sehen, wie hier die russischen Gefangenen behandelt werden, und zwar trotz der Tatsache, dass die finnischen Gefangenen bei den Russen unsägliche Grausamkeiten zu erdulden haben!

«Weisse Wölfe»? Nein! Nennen wir sie: Weisse Soldaten, weisse Männer. Noch besser: Weisse Helden!

800 Meter vom Feinde entfernt, zeigt mir der General ein weisses Häuschen im Walde: «Die heute arbeitslose finnische Schwitzstube!» Ich trete ein. In einer Ecke steht ein Ofen, bei dem ein Haufen Steine liegt; gegenüber eine hölzerne Bühne (etwa wie die eines Bauernorchesters), zu der eine Holztreppe hinauf führt: da legt man sich hin. Mit Kübeln giesst man Wasser auf die heissen Steine; diese fangen an zu böllern und strömen einen wohltuenden Dampf aus. Daneben liegen Ruten aus Birkenzweigen, mit denen man den dampfenden Körper tüchtig peitscht. Neugeboren und unternehmungslustig, komme man von da wieder heraus, heisst es.

Ich glaube es gern. Ich erinnere mich eines seltsamen Vormittags, den ich zum Abschluss einer beschwerlichen Forschungsreise (Paris-Konstantinopel-Bagdad-Suez) in einem eingebornen «Hamman» in Kairo verbrachte. Man hiess mich in einen mit Treppen versehenen Graben hinuntersteigen, der mit Wasser gefüllt war, das allmählich heisser wurde. Da fasste mich ein Masseur, ein riesiger Kerl, legte mich auf ein Holzbett und knetete mich. Ich empfand das ungefähr folgendermassen: er zerbrach mir einen Finger nach dem andern und drehte sie mir um; er zerdrückte mir Arme und Beine; hämmerte mit seinen Klauen auf mich los, als wollte er mich zu Koteletts zurecht klopfen. Meine Wirbelsäule krachte unter seiner Hand; er wand mir die Nase aus, riss mir das Haar vom Kopf; meine Gelenke ächzten; er zerknetele mir den Bauch, trommelte auf meinen Magen los, zerklopfte meine Rippen, streckte mir alle Muskeln und zerriss mir die Nerven. Mehrmals lachte er laut auf. Wenn er aussetzte, so war das nur eine Gnadenfrist; unverzüglich legte er mit neuer Begeisterung los; vom Massieren ging er über zum Boxen, vom Boxen zum Jiu-Jitsu, vom Jiu-Jitsu zur Zerstückelung. Schliesslich kam er doch an ein Ende.

Ich lag da wie tot. Ein Kübel kaltes Wasser weckte mich wieder auf. Jung, kräftig und lachend zog ich von dannen. Und mein Neger drehte ein respektables Trinkgeld in seiner Hand...

* * *

Wir nähern uns der Front. Geschütze donnern: ein dumpfes Rollen oder rauhes Bellen. Stossweise oder in abgesetzten Schlägen, – so spielt sich die Musik dieses heroischen Films ab.

Ich stehe vor den Tankfallenlinien: gewaltige Granitblöcke in mehreren Reihen, die ein so unüberwindliches Hindernis bilden, dass sogar die Artillerie sie nicht zu zerstören vermag. Zum Heranschaffen dieser Blöcke benutzt die Armee eigens hergestellte Karren, die aus zwei auf Kautschukräder gelegten Baumstämmen in der Form eines breiten, waagrechten X bestehen.

Das Auto wird – zur Kontrolle – oft angehalten. Generalleutnant Harold Öhquist, der uns begleitet, sagt das Kennwort und benutzt die Gelegenheit zu kurzen Stichproben – rasche Inspektionen eines Führers, der seinen Beruf durch und durch beherrscht. Dies ist der dritte Krieg, an dem dieser hohe Offizier teilnimmt: 1914, dann am Freiheitskrieg 1918. Genaue Fragen. Ruhige Antworten von Seiten der Soldaten, die sich nicht zu fürchten brauchen, weil sie ihre Pflicht tun und sich nichts vorzuwerfen haben. Strikte Disziplin, ohne die geringste Lockerung, aber ohne Uebertreibung, ohne die Spitzfindigkeiten der Kaserne. Man meldet sich an, ohne zu brüllen. Man nimmt Stellung an, ohne dass man sich starr und steif zu machen braucht wie ein Leichnam, nachdem man zuerst mit den Armen herumgefuchelt hat wie ein Taucher, der am Rand des Schwimmbades den Anlauf nimmt . . . ! Die Ausrüstung ist

warm und höchst praktisch. Stiefel, niemals Schuhe, weil der Schnee zu hoch liegt. Uebrigens tragen auch die Bauern immer Stiefel, und die Knechte bekommen zu ihrem Lohn jeweils zwei Paar Stiefel jährlich.

* * *

Wir dringen weiter vor. Die Bäume sehen je länger desto übler zugerichtet aus. Vor einer Stunde schlug hier eine Granate ein; sie riss ein gewaltiges Loch auf, streute ihre graue Asche herum, zerstückelte Bäume und schälte auf sonderbare Weise eine Föhre; aber niemand wurde getroffen. Die Männer befanden sich im Schutz der Bäume, die Patrouillen hatten sich niedergelegt, und die Wache war in ihre Höhle gerannt. Diese Soldaten kennen nämlich das Lied der Granaten. Mit gespitztem Ohr rücken sie vor. Sobald sie ein gewisses Pfeifen hören, begeben sie sich in Deckung oder werfen sich nieder. Der Befehl des Marschalls lautet, alle Verluste zu vermeiden. Hier gibt's keine unnütze Bravour, denn Finnland hat zu wenig Mannschaften und braucht jeden einzelnen Soldaten. Und übrigens hat Bravour nichts mit Tapferkeit zu tun.

* * *

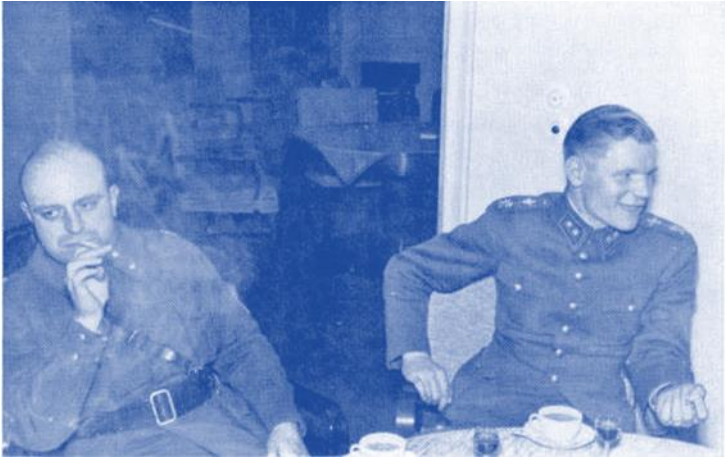
Der Lärm der automatischen Waffen und das Knattern der Gewehre gesellen sich nun zum Donner der russischen Kanonen: die Geigen weben ihre «pizzicati» ins Brummen der Bässe. Wir überschreiten ein weites Stacheldrahtnetz und treten in ein kleines unterirdisches Fort, wo der K.P. eines Regiments seinen Sitz hat. Die Offiziere sind da und betrachten eine ausgezeichnete Karte, während das Telephon läutet. Der Regimentskommandant erstattet den Armeekorps- und Divisionskommandanten, die uns begleiten, Bericht. Ich verstehe nichts

von der Sprache, aber ich folge der Diskussion auf den Gesichtern der Offiziere, ihren Gesten auf der Karte und ihren Skizzen. Ruhig und beherrscht stehen sie da, eineinhalb Kilometer vom Feind entfernt, wie wenn sie zu Friedenszeiten Manöver zu leiten hätten. Aber sie benehmen sich würdig und ernst. Niemand scherzt hier mit dem Krieg. Kein Mensch in Finnland. Diejenigen, die es tun, sind fern von hier, in Sicherheit, und begnügen sich damit, andere zur Schlachtbank zu schicken. Hier sind sie würdig, so wie man es in Finnland ist. Ernst und würdig, weil es um die Existenz des Volkes geht. Ernst, aber entschlossen. *Usque ad mortem et ultra ...!*

Ich bewundere die scharfsinnigen Einrichtungen: einen Kilometer von der Kampflinie entfernt, befinden sich noch Schutzräume für Menschen und Pferde; unterirdische Räume, die von Baumstämmen und Erde bedeckt sind und mit einem kleinen Holzofen – übrigens ein wahres Kunstwerk! – geheizt werden. Der Heizofen wurde von einem General konstruiert. An andern Stellen benutzt man grosse Zelte, deren Boden über den Schnee gelegt wird; auch diese Zelte werden mit dem unersetzlichen kleinen Holzofen, der so leicht und billig ist, geheizt.

Überall hervorragende, geradezu vollkommen zu nennende Tarnungen. Erstaunliche Verwendung jeder noch so kleinen Geländeerscheinung. Jener Wald, nahe der Front, enthält Hunderte von Männern und Dutzende von Pferden. Kein Geräusch, kein Wort, kein Befehl. Sobald die Geschütze und Gewehre schweigen, herrscht vollkommene Stille, – ein Schweigen wie in der Wüste oder auf einer Alp. Eine Stille, die um so grösser ist, je mehr Lärm vorher die zerstörungswütigen Maschinen gemacht hatten.

Stille. Und doch gleitet ein Fahrer in aller Schnelligkeit dahin; ein Skifahrer, der von einem galoppierenden Pferd gezo-



Fliegerleutnant Sarvanto, der inner 4½ Minuten sechs russische Bomber abschoß.



Das Ende eines Unglückbringers.



Zeltlager.



An der Front: Transport der Verwundeten.

gen wird, bringt einen eiligen Befehl. Wie stellen es diese Zauberer der Stille nur an, um den Lärm abzuschaffen?

* * *

Im Vorbeifahren beobachte ich die Wachen. Jede steht an ihrem Posten. Ihre Uniform sitzt tadellos. Einen ganzen Tag lang müsste ich suchen, um einen aufgeknöpften Kittel zu finden.

Der General fragt die unbewegliche Wache:

«War es kalt in der letzten Nacht?»

«Jawohl, Herr General.»

«Da haben Sie sich ein wenig bewegt, um sich zu erwärmen?»

«Dafür war es nicht kalt genug, Herr General ...!»

* * *

Dort liegt ein dreieckiges Waldstück, das furchtbare Nächte durchlebte: die Russen hatten es nach einem wütenden Maschinengewehrfeuer erobert; die Finnen gewannen es durch Überfall wieder zurück, 25 Russen sind tot, 5 gefangen. Auf finnischer Seite: zwei Verwundete, ein Toter ... Wie sich gegen die Stille, gegen die Unsichtbarkeit, gegen die weisse Patrouille verteidigen?

* * *

Vor uns, ganz nahe, liegt das Niemandsland zwischen den beiden Gegnern. Hier die christliche Zivilisation und die Freiheit. Dort der Bolschewismus, die Gottlosen, Millionen von Wesen, die ausserhalb der Geschichte in Unwissenheit und im Unglück leben . . . Dieser Schneestreifen teilt die Menschheit in zwei Lager.

* * *

Da und dort ein vereinzelter Schuss, auf den eine anhaltende Schiesserei folgt: ein Finne schoss auf einen Russen, und nun antworten diese mit einem Hagelsturm.

«Herr General,» fragte ich, «spielt das Schiessen eine grosse Rolle in diesem Krieg?»

«Eine allererste. Unsere besten Schützen lösen sich im Schützengraben ab und schiessen sicher. Sie schiessen wie auf Scheiben, sogar wenn sie in Gefahr sind. Sie zielen wie im Schützenstand. – Gerade wie Schweizer!»

«Nein, wie Finnen!» gebe ich zur Antwort.

* * *

Es wird verlangt, dass wir die vordersten Linien verlassen. Die Finnen sandten heute früh ein paar Artillerieschüsse hinüber. Jeden Augenblick erwartet man eine wütende Antwort aus den grossen Marinegeschützen, welche die Russen vor ein paar Tagen auffahren liessen. Wer nicht kämpft, hat kein Recht, hier zu sterben!

* * *

Einen letzten Blick hinüber auf die russische Linie, aufs Niemandsland, und wir gehen. Die Gefahr ist übrigens in der zweiten Linie fast ebenso gross wie in der ersten, da die russische Artillerie, offenbar ohne genaues Ziel, überallhin ein wenig schießt und dabei eine Unmenge Geschosse verbraucht.

«Allein auf den Abschnitt eines einzigen Bataillons fielen 15,000 Granaten,» sagt mir der General. «Es ist sogar vorgekommen, dass die russische Artillerie auf ihre eigenen Truppen schoss!»

«Ja, aber das passierte auch schon während des Krieges von 1914, nicht wahr?»

«Richtig. Aber die Russen haben letzte Woche auf eine ihrer Abteilungen geschossen, die sich drei Wochen lang nicht vom Fleck bewegt hatte!»

* * *

Jetzt führen wieder Wege durch den Wald. Links und rechts unterirdische Schutzräume, in denen sich Menschen und Pferde ausruhen und geschützte Vorräte, Lebensmittel und Futter, liegen. Wir streifen durch den Abschnitt einer Rekonoszierungstruppe: Kavalleristen, Radfahrer, Mitrailleure. Überall dieselbe Disziplin, dieselbe Ordnung. Der General ist ein tüchtiger Geher. Wir durchqueren einen Wald, in dem sich Fusswege kreuzen, ohne dass irgendwelche andere Spuren von Schritten oder Skiern zu sehen wären: die Menschen benützen immer die gleichen Wege, um den Schnee so wenig wie möglich zu verderben und den Fliegern möglichst wenig Spuren zu hinterlassen.

Der General stellt Fragen, gibt kurze Befehle. Schliesslich erreichen wir wieder unser im Wald verstecktes Auto. Wir fahren auf der Strasse. Das Fähnchen des Armeekorpskommandanten flattert auf dem Kühler. Mir ist, als befände ich mich im Wagen meines Korpskommandanten, Oberst Lardelli, so liebenswürdig ist Generalleutnant Harold Öhquist zu mir. Und wie ich mich bei ihm bedanke, antwortet er nur:

«Das ist doch etwas ganz Selbstverständliches! Sind wir denn nicht Kameraden? Sind unsere Länder nicht Freunde? Mögen unsere Erfahrungen Ihrer Armee einen Dienst leisten...»

Der Wagen rast davon. Der Chauffeur überspringt die Hindernisse, als läge gar kein Schnee da, und fliegt nur so durch die Kehren. Schon hört man keine Gewehr- und Maschinen-

gewehrschüsse mehr. Aber die Artillerie beginnt ein neues Donnerrollen.

«Es ist besser, dass wir nicht dort geblieben sind» / meint der Generalleutnant, «denn ich hätte es nicht verantworten können, wenn meinem Gast etwas geschehen wäre..

Zweifellos. Er hatte recht. Aber (darf ich es gestehen?) als ich in der vordersten Linie, in dieser Kriegsluft war, da ist mein altes Schweizerblut erwacht. Ich habe begriffen, warum unsere Vorfahren jahrhundertlang gekämpft haben . . . Ich kenne das Schicksal, das meiner Heimat bevorsteht, nicht, aber das weiss ich, dass wir mit derselben glühenden Liebe und dem gleichen Glauben wie unsere finnischen Brüder kämpfen werden. Ich denke an die ferne Heimat, an unsere Armee, die Wache steht. Ich denke mit Vertrauen an unsere Führer. Voller Vertrauen an unsere Männer!

III. KAPITEL

DIE SCHULE DER FINNISCHEN ARMEE: DER FREIHEITSKRIEG (1918)

Die finnische Armee ist eine ganz junge Armee. Aber sie wurde im Krieg geboren und hat ihr Handwerk im Kampf gelernt.

Finnland gehörte ungefähr 500 Jahre lang, bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, zum Königreich Schweden. Von 1809 bis 1917 stand es unter russischer Herrschaft, behielt aber seine Einrichtungen und seine Verfassung bei. Aber Finnen und Russen vertrugen sich nie so recht... Im Jahre 1904 brachte ein junger finnischer Patriot den russischen Generalgouverneur Bobrikoff um. Weitere Attentate folgten und wurden hart geahndet; die Finnen lernten damals die Wege nach Sibirien kennen. 1914 wurde Gerichtspräsident Svinhufvud, der Vorkämpfer der juristischen Freiheit Finnlands, während einer Sitzung verhaftet und deportiert (später wählte man ihn zum ersten Präsidenten der finnischen Republik). Diese brutale Behandlung verbitterte die Finnen und verstärkte ihre Anstrengungen zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit. Mit Zustimmung Deutschlands schufen sie ein Bataillon finnischer Jäger, das in Deutschland und von deutschen Offizieren ausgebildet wurde. Dieses Bataillon wurde in der Folge die Schule der jungen finnischen Armee.

Zur Zeit der russischen Revolution überstürzten sich die Ereignisse in Finnland. Im Januar 1918 war Finnland in zwei Lager geteilt: auf der einen Seite die «Roten», d.h. die russischen Militärs in Finnland und die extremistischen Arbeiter; – auf der andern die «Weissen», d. h. die Regierungspartei, deren Leitung der erst im Dezember 1917 aus Russland zurückgekehrte General von Mannerheim übernahm. Auf der Seite der Roten befanden sich anfangs etwa 30,000 mit Waffen und Munition versehene Mann. Auf der Seite der Weissen das neu gebildete Schutzkorps (eine Art Zivilgarden) mit nur wenig Waffen und wenig Munition. Der Befehlshaber der «Regierungstruppen» hatte sie nicht nur zu führen, sondern musste ... sie zuerst aus dem Boden stampfen, bewaffnen, organisieren, einüben, sie zum Krieg vorbereiten. Das Verdienst General Mannerheims liegt eben gerade darin, dass ihm diese äusserst schwierige, ja sozusagen unmögliche Aufgabe glückte. Zuerst brauchte man Leute: der General hob aus, was er nur konnte. Dann Waffen: der General holte sie bei seinen Gegnern. In einem Überfall umzingelten die Weissen die russischen Garnisonen und nahmen ihnen die Waffen ab!! In wenigen Tagen waren in Ostrobothnien mehrere russische Garnisonen um 8'000 Gewehre, 37 Kanonen und 34 Maschinengewehre erleichtert. Die Weissen besetzten die Städte Oulu, Kemi, Tornio, während die Roten Helsinki in ihrer Gewalt hatten.

Der Sowjet des 42. russischen Armeekorps, das in Finnland in Garnison war, erklärte dem Schutzkorps, d. h. den Weissen, den Krieg. Die vollständig verwirrten finnischen Arbeiter standen auf Seiten des fremden Sowjet; der Bürgerkrieg brach aus.

Mit erstaunlicher Kühnheit gingen die Weissen zum Angriff über, sogar in Abschnitten, wo sie in erdrückender Min-

derheit waren. Fünf Monate lang, vom Januar bis Mai 1918, wogte ein äusserst scharfer Kampf, in dem man sich auf beiden Seiten tapfer schlug. (Nach und nach zogen sich allerdings zahlreiche Russen davon zurück und liessen die Finnen sich allein streiten.) Die Roten versuchten, rasch zu einem Ziel zu gelangen, weil sie wussten, dass die Weisse Armee erst im Aufbau begriffen war. Aber alle Anstrengungen des Roten Oberbefehlshabers Haapalainen und seines Mithelfers Oberst Svetchirof blieben fruchtlos: einzeln schlugen sich die Roten Soldaten tapfer, aber – mangels richtiger Kader – kannten sie keinen höheren Kampf als den der Kompanie. Die Roten erlitten im Februar 1918 in Unsimaà und Satakunta Niederlagen; im März versuchten sie vergeblich, in der Richtung von Niipuri die Oberhand zu gewinnen. Oft fanden verblüffende Schlachten statt: in Andrea vermochten 4'000 Rote mit 20 Kanonen, 350 Weisse nicht zu bezwingen!

Zum Glück für die Finnen (sie haben es übrigens nicht vergessen), konnten die in Deutschland geschulten Jäger heimkehren, wo sie sofort ein vorzügliches Korps von Instruktooren und Kaders bildeten und nachzogen. Mehr noch: Deutschland liess ihnen 44,000 Gewehre, 63 Maschinengewehre und 9 Millionen Patronen zukommen! Damit konnte sich die Weisse Armee organisieren und bewaffnen. Ihre Truppen wurden auf drei Brigaden Jäger zu Fuss und das karelische Regiment der Jäger zu Pferd verteilt; 26 Batterien mit 56 Geschützen und 6 alte Flugzeuge ergänzten, im Verein mit den Schutzkorpsabteilungen, die Weisse Armee.

Es scheint ganz unbegreiflich, wie General Mannerheim dieses Zauberstück vollbringen konnte: eine militärische Organisation schaffen (was Sache von Fachleuten ist), Truppen ausheben (Sache der Regierung), die Leitung der militärischen Ausbildung, der Rekrutenschulen und der Kader sicherstellen.

Stäbe organisieren – und gleichzeitig all der Schwierigkeiten des Krieges Herr werden!

«Eine Armee schaffen und sie auch sofort für einen schwierigen Krieg verwenden,» diese gewaltige, übermenschliche Aufgabe hatte General Manerheim auf sich genommen und – gelöst! Vom 15. März 1918 an warf Mannerheim, kühn und voller Vertrauen, die Soldaten, die er eben erst ausgebildet hatte, in eine Reihe schwieriger Kämpfe, bei denen der Feind regelmässig in der Überzahl war. Eine Schwierigkeit nach der andern beseitigte er. In einem Buch von Oberstleutnant Hannula (*La guerre de rindependance de Finlande 1918*. Payot, Paris) lässt sich nachlesen, wie die Weissen bei Vilppula die Front durchbrachen, Tampere besetzten, wie Hauptmann Oesch, unser Landsmann, sich an der Spitze seines Jägerbataillons bei Rautu Ruhm erwarb . . . Diese Seiten muss man lesen.

* * *

Im Norden hatte Mannerheim die Roten Armeen schon geschlagen, als, auf Bitten der finnischen Regierung, ein deutsches Geschwader in Hanko die sogenannte «baltische Division» unter dem Befehl von General R. von der Goltz an Land setzte. Sie zählte 9500 Mann, 18 Artilleriekanonen, 10 Minenwerfer und 105 Maschinengewehre.

In Tallinn landete eine deutsche Brigade von 2'500 Mann unter Oberst von Brandenstein. Trotz ihrer Niederlagen verfügten die Roten noch immer über etwa 70,000 Mann, 400 Maschinengewehre und 100 Kanonen. Am 14. Mai marschierte

die deutsche Division aber doch in Helsinki ein. Am 16. Mai 1918 war Finnland von den Roten befreit.

Die Armee von 1940 entstand aus derjenigen von 1918. Während des Krieges und für den Krieg wurde sie geschaffen. Und das erklärt, warum diese so junge, kaum erst gebildete Armee dennoch so zu siegen und zu kämpfen versteht.

IV. KAPITEL

DIE FINNISCHE ARMEE: DIE ARMEE DES VERTRAUENS

Was mich besonders packt, das ist das Gefühl des Vertrauens, das diese Armee beseelt und das sich in tausend Dingen kundgibt, die einem ausländischen Offizier in die Augen springen. Es ist das unbedingte Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern; sie wissen, dass ihre Reserveoffiziere in fünfzehn Monaten Dienst eine solide militärische Ausbildung erhalten haben; sie wissen, dass ihre Berufsoffiziere die Kriegsschule in Helsingfors absolviert und dass viele von ihnen schon im Kampf gestanden haben. Sie haben vom ersten Tag angesehen, dass ihre Offiziere jeden unnützen Menschenverlust vermeiden und sich um die Sicherheit und Verpflegung der Truppe kümmern. Dann haben sie weiter gesehen, wie ihre Führer mit der gelassenen Ruhe, die so charakteristisch für die Finnen ist, sie zum Siege führten. Und zu welchen Siegen! Vier russische Divisionen vernichtet!

Die finnische Armee ist eine Armee von Soldaten, die von einem grossen Ideal beseelt sind. Die russische Armee ist die Massenarmee, die Armee, die nicht weiss, für wen sie sich schlägt, welche die Unfähigkeit zahlreicher Offiziere feststellt und sich – selbst an der Front – überwacht und bespitzelt fühlt von den politischen Kommissaren, die jeder Kompagnie zuge-

teilt sind. Die Kompetenzen dieser Kommissare sind ebenso weit wie die des Kompagniekommandanten selbst; sie sind die Wachthunde des Regimes, deren Aufgabe es ist, Denunziationen zu veranlassen und Misstrauen zu säen. Wachthunde des Regimes, die gut angezogen und mit warmer Kleidung versehen sind und nur mit dem Maul kämpfen, und zwar gegen die eigenen Truppen. Das nennt man Säuberung! Wie soll eine Armee unter solchen Bedingungen sich schlagen können, wenn das Vertrauen fehlt und wenn der Kompagniekommandant nicht Herr der Kompagnie, sondern ständig überwacht ist von einem Spion der Regierung? Kann man sich ein System ausdenken, das unsinniger wäre und destruktiver wirkt auf die beiden Säulen, die jede Armee braucht: das Vertrauen und die Disziplin . . . Und kann man sich einen grösseren Gegensatz vorstellen als zwischen der finnischen Armee, der Armee des Vertrauens, und der sowjetrussischen Armee, der Armee der Angeberei?

Aber haben Sie das wirklich selbst festgestellt? wird man mich fragen. Ja, denn ich habe mich nicht darauf beschränkt, mir die Berichte der Leute anzuhören, die mir am besten informiert zu sein schienen. Ich hatte die Ermächtigung erhalten, in Begleitung eines Übersetzers russische Gefangene beliebig auszufragen. Ihre Antworten, die in den grossen Zügen ähnlich lauteten, waren erbaulich. Alle haben sie das Regime Seiner Exzellenz des Kommissars mit dem honigsüssen Lächeln und den blutbefleckten Händen kennen gelernt.

Die finnische Armee dagegen ist die Armee des Vertrauens. Dieses Vertrauen ist gegenseitig. Wenn der Mann seinem Vorgesetzten aus innerster Überzeugung Gehorsam leistet, so haben die Offiziere ein unbedingtes Vertrauen zu ihren Soldaten. Sie sprechen von ihnen wie ein Vater von seinem Sohn, auf den er stolz ist. Sie erzählen Beweise ihres Mutes; sie spenden ihnen

ihr Lob: «Alles, was wir von ihnen erwarteten, haben sie uns gegeben; mehr noch, ihr Mut war wunderbar, und niemals, nicht bei der schlimmsten Kälte und nicht während der fürchterlichsten Strapazen haben sie sich einer Entmutigung hingegeben. Es sind tapfere Kerle, und wir sind stolz auf sie.» Gegenseitiger und berechtigter Stolz!

Selbstvertrauen der Offiziere und der Mannschaften. Sie wissen, was sie wert sind, ohne sich dessen zu rühmen. Wie ein Kenner, der bei der Betrachtung seines Gewehrs sagt: «Eine gute Waffe!», so haben sie gesehen, dass sie selbst gute Kämpfer sind. Sie haben gesehen, dass ihre Kugeln einschlugen, dass aber im Allgemeinen die Russen schlecht schossen und den Feind nur schlecht sehen konnten. Die Finnen haben Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Vorgesetzten, wie sie Vertrauen in ihre Waffen und in ihre Ausrüstung haben.

Die Finnen haben auch Vertrauen zu ihrer Sache. Sie wissen, dass ihre Regierung zur Vermeidung dieses Kriegs alles tat, was sie konnte. Sie wissen, dass die Russen die Grenze überschritten haben, einige Tage nachdem Stalin persönlich sich von Minister Tanner und den finnischen Unterhändlern in Moskau in den lebenswürdigsten Ausdrücken verabschiedet und zum Schluss gesagt hatte: «Auf Wiedersehen!» . . . Sie wissen, dass ihre Sache gerecht ist. Es ist die Sache der Unabhängigkeit und der Freiheit; es ist eine heilige Sache. Sie wissen, dass es ein Kampf auf Leben und Tod ist, und sie wollen, dass Finnland lebe, selbst wenn sie dieses Leben mit ihrem eigenen Tod bezahlen müssen«

Der finnische Soldat hat Vertrauen zu Gott. Von ihm kommt die Kraft, und Gott hat nie eine Niederlage gekannt. Finnlands Armee ist eine Armee des Vertrauens.

Ein Offizier gibt einer Abteilung einen Befehl. Er erteilt diesen Befehl, indem er selbst Achtungstellung annimmt: Vorbild.

Der General richtet Fragen an einen Offizier, der Offizier steht in Achtungstellung; bei jeder Antwort, die er gibt, führt er die Hand zu seiner weissen Mütze: Haltung, Disziplin!

Eine Patrouille unter Führung eines Unteroffiziers bricht auf. Der Offizier ruft den Unteroffizier zurück. Ohne ein Wort zu sagen, schiebt er ihm ein Päckchen Zigaretten in die Hand: Güte.

Nachts fahre ich mit einem Offizier im Auto. Gegen Mitternacht halten wir an, um eine kurze Mahlzeit zu nehmen. Der Offizier ersucht mich um die Erlaubnis, den Chauffeur an unseren Tisch bitten zu dürfen: Einfachheit, Kameradschaft. Nicht mehr. Keine Familiarität. Die Rangordnung wird respektiert. Aber es ist ein gegenseitiges Verständnis da für das höhere Wohl der Armee. Vertrauen.

* * *

Die Skimannschaften machen erstaunliche Patrouillen, siebenzig bis hundert Kilometer im Tag, und das zuweilen während mehrerer Tage. Sie tragen ihre Reserveration mit sich, die sie mit Recht «Eiserne Ration» nennen. Sie besteht namentlich aus trockenem Brot in Zwiebackform, schwarzem Roggenbrot, das aussergewöhnlich hart ist. Man isst nur dieses harte Brot in der Armee; das «weiche Brot», wie sie unser Brot nennen, bleibt den Kranken vorbehalten. Dieses eiserne Brot ist wie gemacht für diese Männer von Eisen. Sie ziehen aus mit magerer Nahrung, aber mit reichlicher Munition. Einer von ihnen trägt eine Maschinenpistole finnischer Fabrikation, eine bemerkenswerte Waffe, aber schon schwer für derartige Unterneh-

mungen. Dafür muss man leicht, unsichtbar und leise sein: das sind die wesentlichen Voraussetzungen der Überraschung.

Die Patrouille bricht auf. Ein Händedruck der Kameraden, die bleiben: «Viel Glück. Gott schütze euch.» Die weissen Soldaten gleiten in die Nacht hinein, wie Nebel, der vom Wind getrieben wird. Sie finden sich mit Sicherheit in den zahllosen Wäldern zurecht, die sich alle ähnlich sehen, denn alle haben sie dasselbe leichtgewellte Terrain, Föhren, Tannen, Birken. Man begreift, dass die Russen, die vor dem Wald Angst haben – eine abergläubische Angst, die sie aus ihren weiten Ebenen mitbringen, wo die Wölfe in den Wäldern hausen –, in Schrecken geraten angesichts der weissen Gespenster, die sie vom Schnee kaum unterscheiden können, die ihnen aber mörderische Salven senden und dann wieder verschwinden. Die Patrouille hält einen Transport auf und tötet seine Begleiter, dann ist sie wie vom Erdboden verschlungen. Plötzlich hört man eine neue Salve: die Maschinenpistole mäht in einer russischen Kompanie, die wie eine Herde von Schafen ihre Strasse zog, ohne Flankenschutz, ohne Erkundungspatrouille. Die Kompanie zieht sich überstürzt zurück. Die finnische Patrouille sammelt die Munition ein, welche die Toten auf sich tragen. Der Schnee verschluckt sie wieder . . . Stundenlang müssen die Russen sich mit Gespenstern herumraufen, die jetzt in ihrem Rücken eine Brücke zerstören und sie so von ihrer Verpflegung und ihren Reserven abschneiden.

* * *

Diese unfassbaren Patrouillen sind unsichtbar für die Russen, die an schlechtem Sehvermögen zu leiden scheinen: der Mangel an Vitaminen in der Nahrung, an Gemüse und Früchten scheint sie daran zu hindern, den weissen Gegner im Schnee deutlich wahrzunehmen. Es ist wahr, dass das recht

schwierig ist, selbst für einen Menschen mit ausgezeichneter Sehschärfe.

In den Wäldern irren die Russen in kleinen Gruppen mit nur wenig Lebensmitteln umher. Sie wissen nicht, wohin sie gehen. Sie wissen nicht, was sie erwartet: Kältetod, Hungertod oder vielleicht der grausame Tod, den – wie ihnen die politischen Kommissare versichert haben – die Finnen den Gefangenen bereiten! Sie irren umher. Zuweilen finden sie Spuren von Menschen und folgen ihnen, beunruhigt. Sie wissen nicht, diese Verlorenen, dass sie selbst im Kreis herumgehen und dass es ihre eigenen Spuren sind, auf die sie wieder gestossen sind und die sie nur etwas tiefer eingraben werden . . . Sie sind erschöpft. Sie halten an. Sie setzen sich nieder und essen den letzten Rest Brot. Einer von ihnen entschliesst sich, aus seinem Stiefel ein rosa Papier hervorzuholen, das er bei der letzten Überfliegung durch finnische Apparate aufgelesen hatte. Der Kommissar hatte befohlen, dass ihm alle diese lügnerischen und beleidigenden Flugblätter abgeliefert werden sollten, welche die finnischen Flugzeuge hatten fallen lassen. Wer sie behalte oder lese, hatte er gesagt, werde erschossen werden. Der Soldat liest seinen Kameraden das Flugblatt vor, das versichert, dass die Gefangenen von den Finnen gut behandelt würden, unter der Bedingung, dass sie ihre Gewehre mit dem Lauf abwärts tragen . . . Schliesslich hatte man vor dem Krieg gesagt, dass die Finnen milde und gutmütige Menschen seien? Ein anderer spricht: auch er hat ein in russischer Sprache gedrucktes Flugblatt aufgelesen. Er hat es dem Kommissar nicht abgeliefert, weil er bereits schlecht angeschrieben war. Er fand es eines Abends, als er von der Strasse abgekommen war. Er behielt es. Er holt es jetzt aus dem Futter seines Mantels hervor, wo er es hineingeschoben hatte, indem er ein Loch in seine Tasche machte. Er entfaltet das Blatt und liest:

«Ergebt euch! Rettet euer Leben! Haltet das Gewehr hinter dem Rücken mit dem Lauf gegen die Erde. Erhebt eure Arme in der Richtung gegen die Finnen, wie es die Photographie zeigt. Dann werden die Finnen nicht auf euch schiessen, euch Speise geben und euch an die Wärme führen.»

Er gibt das Flugblatt seinen Kameraden weiter. Es sind darauf Photographien wiedergegeben von russischen Gefangenen, die in Schlafräumen untergebracht sind und essen, um ihren Hunger zu stillen. Sie haben Öfen, Milch, Brot, Fisch, Zigaretten, und diese russischen Kameraden sind sauber, und sie singen! Und das ist photographiert! Also ist es wahr. «Das Gedruckte lügt nicht.»

Also? Sie schauen sich an und haben sich verstanden: sie werden sich ergeben! Sie werfen ihre Gewehre weg, damit man auch ja sehe, dass sie entwaffnet sind. Einer von ihnen sagt plötzlich: «Ich behalte mein Gewehr wegen der Wölfe! Ich werfe es weg, wenn ich Finnen sehe; ich werde es wegwerfen oder behalten, indem ich den Lauf gegen den Boden richte, wie es auf dem Flugblatt steht.»

Die armselige Truppe, mit einem einzigen Gewehr bewaffnet (gegen den Wolf), nimmt ihren Marsch wieder auf. Ein Mann, dann zwei fallen hin vor Ermüdung und vor Kälte. Sie werden Gäste des Weissen Todes sein. Die andern rücken vor. Zuweilen rufen sie auf russisch: «Zu Hilfe!» Zuweilen heben sie die Arme hoch in der Hoffnung, dass ein Feind sie sehen werde. Schliesslich werden sie von einer finnischen Patrouille gehört. Sie nähert sich. Sie folgt der Truppe in einiger Entfernung, schiebt sich in zwei Reihen an ihre Flanken, ohne ein Wort, ohne ein Geräusch. Kein Zweifel, es sind Russen, die sich ergeben wollen. Der weisse Offizier gibt seinen Leuten ein Zeichen. Sie werfen sich in den Schnee, bereit, das Feuer zu eröffnen, wenn es sich um ein Täuschungsmanöver handeln



Die Beute einer siegreichen Schlacht.

Bei der Vernichtung der 44. russischen Division bei Suomussalmi erbeuteten die Finnen 102 Kanonen, 43 Tanks, 10 Panzerwagen, 1 Flugzeug, 278 Lastwagen, 16 Autos, 1170 Pferde, 47 Feldküchen und riesige Mengen Munition. Auf eine Strecke von fast 5 Kilometern füllte das erbeutete Material die ganze Strasse.



Tanks und moderne Waffen der Sowjets.

sollte. Der Offizier ruft den Skiläufer zu sich, der Russisch spricht, und gibt ihm Befehle. Der Finne ruft auf Russisch: «Halt! Halt!»

Keuchend halten die Russen an beim Klang dieser Stimme, von der sie nicht wissen, woher sie kommt. Stimme des Todes oder des Lebens? «Hebt alle die Hände hoch!» Sie gehorchen. Der Mann, der Angst vor den Wölfen hatte, hat sein verfluchtes Gewehr in den Schnee geworfen, weit, weit von sich . . . Die weissen Soldaten kommen heran. Der Offizier hat den Revolver in der Faust, seine Leute das Gewehr schussbereit; zwei Mann mit der Maschinenpistole sind hinten geblieben, den Finger am Abzug – für den Fall, dass es doch ein Hinterhalt sein sollte. Aber nein, das sind wirklich nur Trümmer, verlaufene Soldaten. Man durchsucht sie, um ihnen die kostbare Munition wegzunehmen. Das ist alles, was die weissen Soldaten nehmen; alles andere ist Sache der Offiziere, welche die Gefangenen ausfragen werden.

Die Skiläufer haben den grauen Gestalten das gegeben, was ihnen von ihrem Brot übrig blieb. Sie geben sie dem Leben wieder. Sie führen sie. Plötzlich ist eine Strasse da, ein Posten, ein Zelt, warmer Kaffee, Brot. Man kann schlafen. Die Patrouille des Todes hat das Leben gebracht.

Die finnische Armee, die Armee des Vertrauens.

V. KAPITEL

DIE ANDERE ARMEE: DIE ARMEE DER SOWJETS

Die finnische Armee habe ich am Werk gesehen. Über sie habe ich mir ein Urteil bilden können. Die bolschewistische Armee sah ich selbstverständlich nicht (wie wäre ich auch dazu gekommen!). Aber ich habe beliebig mit Gefangenen sprechen können, die man eben gefasst hatte. Ich hörte, an der Front selber, Berichte ehrenhafter Offiziere und nichtfinnischer Persönlichkeiten, die ganze Tage mit dem Einsammeln von Erkundigungen bei den Gefangenen verbrachten. Ich studierte die photographischen Dokumente. Alle Zeugnisse führten zum gleichen Ergebnis.

Es scheint, die russische Regierung und ihr Generalstab hätten keine Ahnung von der militärischen Bereitschaft Finnlands gehabt, sonst wären sie sicher nicht gerade in der ungünstigsten Jahreszeit in dieses Land eingefallen: zur Zeit des Schnees und der Kälte. Oder sah man diesen Feldzug in Moskau als einen militärischen Spaziergang an? Würde die kleine, magere, finnische Armee es überhaupt wagen, den unbesieglchen Heeren Sowjetruslands Widerstand zu leisten?

Auch die Rote Armee war für diesen Winterfeldzug nicht vorbereitet. Eine Tatsache mag es beweisen: Beim Zusammenbruch der 44. russischen Division fand man einen Packwagen voll Bücher über «Die Kunst des Skifahrens im Militär». Aber

die Russen hatten in dieser Division – keine Skier! Verblüfft blätterte ich dieses Büchlein, das zudem mit zahlreichen Zeichnungen versehen ist, durch. Ich fand, wie der Skifahrer bei schwindligen Abfahrten (wo findet man solche in Russland oder Finnland?) bremsen sollte; wie man . . . fallen müsse; – in welcher Haltung man auf Skiern das Bajonett kreuzen müsse mit einem Gegner, der ebenfalls auf Skiern stehe!! Ich sah in diesem Büchlein so groteske, so unerhörte Zeichnungen, dass ich an einen faulen Witz geglaubt hätte, wenn mir das russisch verfasste Buch nicht von einem finnischen Stabsoffizier gezeigt worden wäre. Als eingefleischter Skifahrer behaupte ich, dass der Verfasser dieses Buches nicht einmal im Traume Skier an den Füßen getragen hat! . . . Das gibt ein Bild von den Zuständen in dieser Armee: um im Winter in einem Ski-Lande und gegen eine Ski-Armee zu kämpfen, bringt man . . . ein unbrauchbares Lehrbuch mit, aber weder Skifahrer noch Skis! Allerdings haben die russischen Truppen seither Skier erhalten. Ich fragte hauptsächlich einen gefangenen russischen Krankenwärter darüber aus, der auf Skiern festgenommen wurde; der arme Kerl hatte sie erst seit sechs Tagen getragen; vorher hatte er überhaupt nie welche gesehen! So schickte man diesen armen Arbeiter in den Tod!

Überhaupt sind die Gefangenen vollkommen unwissend. Sie haben keine Ahnung von dem, was in Europa vor sich geht. Genau wie mir ein Schweizer in Helsinki sagte: «Sie leben ausserhalb unserer Geschichte, am Rande unserer Welt.»

In den Zimmern der russischen Gefangenen haben die Finnen einen Ideen- oder Bildungswettbewerb veranstaltet. Wer am besten antwortet, bekommt Zigaretten. Das ist etwas, wonach man lechzt! Da fragte man z. B., welches die Hauptstadt

von Frankreich sei? Derjenige, der es am besten wusste, antwortete: Berlin! Und welches die Farbe der deutschen Fahne sei? Die meisten hatten keine Ahnung. Zum Glück war einer dabei, der sich auskannte: die Fahne sei blau. Schlechte Witze? Nein, Tatsachen, die mir der Offizier, der diesen Wettbewerb organisierte, erzählte. Und was ich selber nach all den Fragen, die ich den Gefangenen stellte, weiss, bringt mich über diese Unwissenheit gar nicht weiter zum Erstaunen.

Was ist der gegenwärtige russische Soldat wert? Die Nachrichten darüber widersprechen sich: für die einen schlägt sich der russische Soldat, so gut es seine technische und soldatische Ausbildung zulässt; für andere ist er unfähig, selbständig zu handeln, ein Herdentier, das sich im Gelände nicht zu helfen weiss. Ich kann mich darüber nicht äussern. Was ich aber sicher weiss, ist, dass die meisten dieser Soldaten keine anständige militärische Ausbildung besitzen – mit Ausnahme gewisser, mit grösster Sorgfalt ausgewählter Elitetruppen.

Die Ausrüstung ist sehr ungleich. Am Anfang trugen die Russen öfters nicht einmal ein Hemd auf sich; die bekannte Photo des gefangenen Fliegeroffiziers, der nur mit Lumpen bekleidet war, sagt genug . . . Überzeugt, dass er gemartert würde, hatte er sich – er war Leutnant – alle Abzeichen weggerissen.

Diejenigen, die gerade damals gefangen wurden und die ich persönlich ausgefragt, befanden sich in fürchterlich schmutzigem Zustande, trugen aber eigentümlicherweise warme Kleider: es war eine Art schwarzgrauer, filzähnlicher Kittel, mit Nähten auf der Vorderseite (so etwa wie der beim Fechten gebräuchliche Rock), dazu eine Kniehose, ein guter Kapuzenmantel oder eine graugrüne Bluse, die nach russischer Art über die Hose hinunterreicht. Schmutzig und stinkend, aber warm. Anständige Stiefel. Dicke Socken.

Waffen: Die Russen verfügen über eine zahlreiche schwere Artillerie mit grossen Munitionsreserven. Aber sie schiessen schlecht, währenddem die Finnen ihre Artillerie wunderbar auszunützen verstehen. Neben dem alten, mit Rädern versehenen Maschinengewehr Maxim, besitzen die Russen auch allermodernste Maschinen. Zum Beispiel ein Maschinengewehr mit vier Läufen, bei dem alle vier zugleich, mit demselben Zug losgedrückt werden; weiter eine Fliegerabwehrkanone europäischer Fabrikation, die mit den neuesten Finessen versehen ist. Ferner eine unabsehbare Prozession von Tanks, vom kleinsten bis zum ungeheuerlichsten Riesen von 30 Tonnen, richtigen wandelnden Festungen. Ein riesiges Material. Bewunderung packt einen, wenn man bedenkt, dass es den Finnen mit ihren geringen Mitteln gelungen ist, den Russen solche Niederlagen beizubringen. Der Geist siegte über die Maschine. Tapferkeit triumphierte. Aber – was bringt die Zukunft? Man kann auf die Dauer nicht einer gegen fünfzig kämpfen!

Gegen die Tanks haben die Finnen die im spanischen Bürgerkrieg gesammelten Erfahrungen übernommen und vervollständigt. Die Benzinflaschen zum Beispiel, die man gegen die Tanks wirft, sind mit einer besonderen Einrichtung versehen und mit einer Mischung gefüllt, welche die weissen Soldaten «Cocktail Molotow» taufte. (A propos bemerkt: Man spricht in Finnland beständig von Molotow, fast nie von Stalin: In den Augen der Finnen ist Molotow der eigentlich Verantwortliche, überdies der richtige Russe in der Regierung, während Stalin, als Kaukasier, den Finnen weniger feindlich gesinnt sei.)

Die Infanteriewaffen sind gut, werden aber schlecht gepflegt und rosten gelassen. Die Fahrzeuge, denen etwas fehlt, lässt man einfach liegen, ohne zu versuchen, sie zu reparieren. Dem russischen Soldaten fehlten offenbar der Sinn für das Technische, die Freude und das Verständnis für die «Mecha-

nik». Das steht im Einklang mit den allgemeinen Feststellungen, die fremde Arbeiter, welche in Russland mit russischen Arbeitern zusammenarbeiteten, machten. Der Russe sieht schlecht (wie mir ein Arzt bestätigte) und schießt folglich schlecht. Einmal nervös geworden, antwortet er auf Schüsse ins Blaue hinein, bis das Munitionsmagazin leer ist; deshalb verbraucht er eine Unmenge Munition für ein recht mageres Ergebnis. Auf finnischer Seite wird wie auf Scheiben geschossen; auf der andern Seite hat man den Eindruck einer regellosen wilden Schiesserei. Ich gebe damit nicht nur Dinge wieder, die mir finnische Offiziere gesagt haben, sondern Dinge, die ich selber an der Front beobachten konnte.

Der russische Soldat – so haben mir persönlich Gefangene gesagt – erhält täglich ein Kilo Brot, eine Kartoffel- oder Hafergrützsuppe, aber fast nie Fleisch. Ein finnischer Offizier an der Front erzählte mir folgende lustige Geschichte: In einem Abschnitt, in dem die Lage einige Zeit stabil geblieben war, hätten die Finnen gerne eine Auskunft gehabt, die sie nur von Gefangenen erhalten konnten. Gegen Abend banden sie daher ein Pferd an den Waldrand. Von dieser Lockspeise angezogen, schlichen nachts drei russische Soldaten auf das Pferd (das ihnen die schönsten Koteletts in Aussicht stellte) und konnten so, als Opfer ihres Hungers, gefasst werden . . . Witz oder Wahrheit? Ich glaube daran, denn der finnische Soldat ist sehr wahrheitsliebend und hat nichts von einem Eulenspiegel!

Die Russen besitzen offenbar weder Zelte noch Öfen. Das erklärt, warum diese armen Kerle an der Front in einem solchen Schmutz leben. Auf alle Fälle ist es besser, wenn man wartet, bis die Gefangenen gewaschen und desinfiziert sind, bevor man sie ausfragt! Ich sage das aus Erfahrung ...

Es gibt nichts Ergreifenderes als den Gegensatz zwischen den russischen und finnischen Soldaten, sogar in der vordersten Linie: Hier – Menschen, die zum Urzustand der Menschheit zurückgekehrt sind; verlassen und in vollständiger Unwissenheit gehalten, leben sie im Aberglauben und in der Unruhe. Dort – Männer, die vollkommen im Klaren sind, von ihren Vorgesetzten mit aller Sorgfalt behandelt werden und alles haben, was man den Truppen an der Front geben kann. Vergleichen Sie die Photographien. Sehen Sie sich die Gesichter an. Hier – der Asiate, dessen Regierung einen Barbaren aus ihm macht und der keine Ahnung hat, wofür er kämpft. Dort – der Christ, der für Gott und sein Recht kämpft.

VI. KAPITEL

BESUCH BEI RUSSISCHEN GEFANGENEN HINTER DER FRONT

Dank der Zuvorkommenheit eines Generals erhielt ich die Erlaubnis, in Begleitung eines Englisch sprechenden Übersetzers gestern neu von der Front gekommene russische Gefangene zu besuchen. Ich bestand darauf: ich wollte nicht «ältere» Gefangene hören oder solche, die sich miteinander in einem Schlaf- oder Esssaal über ihre Antworten hätten verständigen können und – wer weiss? – vielleicht sogar immer noch nach den Befehlen ihrer «Führer» handelten.

Nein, diejenigen, die ich besuche, kennen einander nicht; sie wurden in verschiedenen Abschnitten des Armeekorps gefangen, sind voneinander isoliert und konnten sich also noch nicht über das, was sie sagen wollten, verständigen. Ausserdem sind sie eben erst angekommen.

Das Gebäude, in dem die fünf Leute untergebracht sind, bevor sie in Gefangenenlager transportiert werden, ist ein leeres Zivilgefängnis: gross und modern in der Anlage. Alle Zellentüren der beiden Stockwerke befinden sich in einer Mittelhalle; es ist überall warm, sauber und so gastlich, wie nur ein Gefängnis sein kann.

Der Wärter ruft einen Gefangenen. Der Mann tritt aus seiner Zelle und wendet, sichtlich beunruhigt, den Kopf nach al-

len Seiten. Er mag etwa 25jährig sein. Er ist klein und schwarz und macht einen intelligenten Eindruck. Aber er ist so beunruhigt, dass er nicht näherzutreten wagt.

«Fragen Sie ihn, ob er Angst habe?»

(Der Dolmetscher übersetzt vom Englischen ins Russische)

«Angst? ... Angst?... Angst?...»

Ein Kopfnicken: Ja!

«Vor wem denn? ... Wovor? ...»

Wie ein gehetztes Wild sucht der Gefangene nach einem Ausgang ... Er blickt im Gefängnis herum, auf Türen und Menschen. Endlich entschliesst er sich:

«Ich fürchte mich, weil man mir gesagt hat, die Finnen würden die Gefangenen martern und dann töten!»

«Wer hat Ihnen das gesagt?»

«Der politische Kommissar. Und auch die andern.

Wir wussten es alle.»

Wir beruhigten ihn: Er werde nicht schlecht behandelt werden. Doch er sieht uns ungläubig an und traut uns offenbar nicht recht.

«Haben Sie hier zu Essen erhalten?»

«O ja!» (Ein Zweifel darüber ist unmöglich, – das sieht man seinen Zähnen an. Er lächelt fast. Er muss gierig zugegriffen haben!)

«Hatten Sie in Ihrer Armee genug zu essen?»

Die Stimme wird düster. Die Frage mag schwere Erinnerungen in ihm wecken.

«Nein!»

«Was denn?»

«Brot, Suppe.»

«Und Fleisch?»

Keine Antwort.

«Warum führt Russland gegen Finnland Krieg?»

Er zögert lange. Man merkt: der Mann wagt nicht zu antworten. Ich komme mir vor wie im Gericht bei der Einvernahme eines misstrauischen Zeugen. Endlich:

«Es wurde uns gesagt (aber ich weiss es nicht!), Finnland habe Russland angegriffen und die Finnen hätten viele unserer Soldaten getötet.»

«Wer hat das gesagt?»

«Der Kommissar und auch andere.»

«Und Sie glaubten es?»

«Ja.» Und als schlagenden Beweis fügt er hinzu: «Übrigens stand es in allen Zeitungen. Und was gedruckt ist, ist doch wahr.» (!)

«Warum denn?»

«Ja, weil es gedruckt steht!»

«Wie viel verdienen Sie im Zivil?»

«500 Rubel im Monat.» (Er ist Spezialist, aber ich habe nicht verstehen können, in welchem Fach.)

«Und an der Front?»

«10 Rubel monatlich.»

Wer etwas Erfahrung im Beruf hat, merkt sofort, wann ein Zeuge alles gesagt hat, was er zu sagen hat, wann er «ausgepumpt» ist. Ist dieser Punkt überschritten, sind weitere Worte zwecklos und man muss ihn gehen lassen. Das mache ich auch.

Überrascht verschwindet der Mann. Ich konnte ihm lange sagen, ich sei ein Fremder, er habe gar nichts zu fürchten: man merkt, dass er fürchtet, getäuscht zu werden, dass er noch nicht an die unglaubliche Tatsache glaubt – dass er nicht gemartert und dann von diesen «wilden» Finnen getötet werde. Man fühlt, dass es ihm an Vertrauen fehlt und dass er sich sträubt. In seinen Augen verhalten wir uns wie Untersuchungsrichter, die ihn hineinzulegen suchen! Gerade unser

sanftes Benehmen und unsere Ruhe kommen ihm verdächtig vor. Aber auch er wird wieder lächeln und hoffen lernen und sich von seinem Alpdruck bald befreien ...

* * *

Der zweite Gefangene ist sowohl im Zivil wie im Militär Krankenwärter. Dieser Kerl Krankenwärter? Mit seiner fliehenden Stirne und seinen stumpfsinnigen Augen? Trotzdem man ihm im Gesicht ablesen kann: «Unbegabt»? Aber seine Augen schauen sanft und ergeben. Als Krankenwärter wird er wohl manchmal das falsche Mittel verabreichen, aber vorsätzlich wird er seine Kranken kaum vergiften – und das ist schon etwas! Es ist kein schlechter Kerl, nur ein armer Teufel.

Er wurde gefangen, als er eines Abends mit einer Skipatrouille vorrückte; er ist derjenige, der erst seit sechs Tagen Ski fuhr!

Woher er sei? – Aus Polen.

Was er im Zivil verdiene? – 250 Rubel.

Im Dienst? –10 Rubel im Monat.

Er scheint schon Vertrauen gefasst zu haben und ist sichtlich froh, dass man gut zu ihm ist. Auch sieht er noch unverdorben aus; man könnte einen Menschen daraus machen. Man darf die Hoffnung nie auf geben!

«Haben Sie Nachrichten von Ihrer Familie?»

Mit einem Schlag wird er sichtlich verstört. Er ist Gefühls-mensch und reagiert wie ein Psychopath auf gewisse Fragen, die das Gebiet seiner Leiden betreffen!

«Nein. Aber es stand schlimm, als ich fortging. Mein Vater ist ein alter Mann, meine Mutter schwer krank. Was aus ihnen geworden ist, weiss ich nicht . . . Ich bin ledig, habe bei ihnen gelebt, sie unterhalten ...»

Seine Augen werden feucht.

Lassen wir ihn in Ruhe.

Gegen den Schluss des Verhörs tritt der General zu mir. Ich übersetze ihm die letzten Antworten ins Deutsche. Seltsames Sprachengemisch: ich stelle die Fragen auf englisch, der Dolmetscher übersetzt sie ins Russische und gibt mir die Antworten auf englisch. Mehrfach stelle ich, um ganz sicher zu sein, dass kein Missverständnis zwischen dem Dolmetscher und mir bestehe, an einen Offizier französische Gegenfragen. Dieser übersetzt sie an einen zweiten Dolmetscher, der auch Russisch kann, ins Finnische. Französisch, englisch, deutsch, finnisch, russisch. Wie beim Turmbau zu Babylon!

Als der General die Übersetzung der letzten Antworten hörte, blickte er dem Manne lange in die Augen, öffnet sein Zigarettenetui und leert es in die schmutzige, breite Hand des Gefangenen. Der Krankenwärter sieht auf die Zigaretten in seiner offenen Hand, schaut dann den General an und sagt leise:

«Spasibo! Danke!...»

Ja, ein armer Teufel.

* * *

Der dritte ist ein richtiger Vagabund, ein ausgemachter Lump! Sein Blick ist der eines hundertprozentigen Tagediebs. Dieser Alexis vor mir erinnert mich an andere Alexisse, die zu meinen amtlichen Kunden gehörten, als ich noch meine Probezeit als Advokat machte. Keine zwei Minuten lang würde ich ihm meinen Hund anvertrauen! Er ist Kommunist, gehört der Partei an und verheimlicht es auch gar nicht. Er sagt es sogar mit einer gewissen Aufdringlichkeit, aber so laut, dass ich mich frage, ob er nicht nur deshalb so schrie, um von seinen Kameraden, die eben in ihre Zellen ganz in der Nähe zurückgekehrt sind, gehört zu werden?

Gefasst wurde er in einem Bombenflugzeug, das leer aus dem Innern Finnlands zurückkehrte. Das Flugzeug wurde ab-

geschossen, der Pilot getötet, während er mit ein paar Schürfungen davonkam. Er war Radiounteroffizier, verdiente dafür 150 Rubel im Monat und beklagte sich auch nicht: Er gibt zu, dass man ihn hier sehr gut behandelt, fügt aber hinzu, er sei in der russischen Luftwaffe ebenfalls sehr gut verköstigt worden und habe auch Fleisch bekommen.

Auch er war überzeugt, er würde misshandelt, wenn er in Gefangenschaft gerate. Man habe es ihm gesagt, er habe es gelesen und am Radio gehört. «Übrigens,» fügt er bei, «waren die Fliegeroffiziere davon so überzeugt, dass sie eher Selbstmord begingen, als sich zu ergeben.» *

«Und Sie, haben Sie nicht Selbstmord begehen wollen?»

«Nein! Es blieb mir keine Zeit dazu!» (Er lügt. Er hätte Zeit genug gehabt, denn nur mit Mühe gelang es, das abgeschossene Flugzeug aufzufinden. Zeit hatte er also genug, aber nicht Mut genug. Und vielleicht dachte sich dieser Schläuling schon, die Behauptungen seiner Vorgesetzten seien nicht über alle Zweifel erhaben!)

«Hatten Sie an jenem Tag Bomben abgeworfen?» «Ich weiss es nicht!»

«Aber, es waren doch keine Bomben mehr in Ihrem Apparat! Er kam leer aus dem Innern Finnlands zurück.»

Er senkt den Kopf, gibt keine Antwort. Er wird auch nicht antworten (es ist auch nicht nötig!), weil er ein Feigling ist. Und doch: bekannte er nicht ganz offen, er gehöre zur Partei?

Ich verzichte darauf, Näheres zu erfahren. Ich mag nicht über ihn urteilen nach diesem einstündigen Gespräch. Ausserdem geht es mich schliesslich nichts an.

Eine letzte Frage:

* Das ist Tatsache: Der General sagt mir, man habe mehrere russische Flieger gefunden, die gar nicht verletzt gewesen seien, sondern neben ihren zerstörten Maschinen Selbstmord begangen hätten.

«Möchten Sie, dass man mittels Radio nach Russland berichte, Sie seien gestürzt, aber ohne Verletzung, und mit der Behandlung als Gefangener zufrieden?»

«Nein, nein, ich bitte Sie!»

«Warum nicht?»

«Wegen meinen Eltern, drüben ...»

Er geht. Steckt er schon ganz im Schmutz oder ist es nur ein Verirrter, der noch immer ein rechtschaffener Mann werden kann?

* * *

Ich besichtige die Zellen. Sie sind hoch und ziemlich geräumig. Das Fenster ist mit Holz verkleidet – gleich allen Fenstern hier, wegen der Granatensplitter. Ein Bett mit einer Decke. Ein Krug mit Wasser. Alles sehr sauber. Auf dem Tischchen ein russisches Buch: «Das Neue Testament.» Der Wärter legte es ihnen hin.

«Lesen sie es?»

«Ja»

Licht dringt in die Zelle.

* * *

Wieder bin ich beim General. Er erzählt:

«Ich gehörte, unmittelbar vor dem Krieg, einer finnisch-russischen Kommission an. Sie arbeitete in einem finnischen Dorf in der Nähe der Grenze. Ein junger russischer Offizier bemerkte den Krämerladen im Dorfe und fragte mich, ob es eine Ausstellung sei? – Ich antwortete, es sei ein Laden.

«Für wen?»

«Für jedermann, selbstverständlich!»

«Wie, kann man da kaufen, was man will?»

«Natürlich!» antwortete ich lachend.

Ein paar Tage darauf hatte die Kommission ihre Arbeiten beendet und die Russen kehrten heim. Der Bürgermeister des Dorfes erzählte mir am Abend vor der Abfahrt, der junge Offizier sei (nachdem ihn die Krämersfrau häufig hatte vor dem Schaufenster stehen sehen) endlich eingetreten, so ganz versteckt. Er habe ein, zwei, drei Sachen verlangt. Und es sah aus, als wolle er alles kaufen. Aber schliesslich beschränkte er sich auf kleine Sachen, die er in seinen Taschen verbarg. Zum Schlusse fragte er:

«Ist es wirklich wahr, kann man hier tatsächlich alles kaufen, was man nur will?»

«Ja, natürlich!» antwortete die verblüffte Krämerin.

«So, so!» meinte der Offizier, «wenn jeder kaufen kann, was er will, so wird dieses Land nicht bestehen können, weil es schlecht organisiert ist!»

* * *

Ich frage einen jungen Offizier:

«Wissen Sie, wie die Russen ihre Gefangenen behandeln?»

«Ja, das weiss ich.»

«Woher?»

«Von einem unserer Leute, der einer Patrouille angehörte, die von einer automatischen Waffe unter Feuer genommen und zusammengeschossen wurde. Er war der hinterste, warf sich zu Boden und brach dabei den rechten Arm. Er sah, wie die Russen aus ihrem Versteck hervor kamen und die Verwundeten mit Revolverschüssen töteten. Er konnte unsere Linien wieder erreichen und hat es mir selber erzählt.»

«Denken Sie, dies sei ein Einzelfall oder meinen Sie, die Russen würden es allgemein so machen?»

«Ich habe Grund, das letztere zu befürchten. Warum? – Ich sah selber im Keller eines finnischen Dorfes, das die Russen eingenommen hatten und von uns nachher wieder zurückerobert wurde, die Leiche eines finnischen Soldaten. Der Arme hatte die Hände mit einem Draht auf den Rücken gebunden. Der Kopf war ihm – wahrscheinlich mit einem Gewehrkolben – eingeschlagen worden. Sein Körper trug 17 Bajonett- und Messerwunden. Bestimmte Glieder waren ihm abgeschnitten worden...»

«Leutnant, was Sie mir da erzählen, ist sehr ernst. Ist es auch ganz genau und richtig?»

«Mein Ehrenwort als finnischer Offizier darauf, Herr Oberst,» antwortet der junge Offizier, während er – die Hand an der Mütze – Stellung annimmt. Wir sahen einander in die Augen.



Generalleutnant Lennart Oesch
Generalstabschef der finnischen Armee (der Abstammung nach ein Schweizer).

AB



Gefangene und verwundete Russen in den vorderen Linien.



Die Opfer des Krieges:
Der weisse Tod: Ein erfrorener russischer Soldat.



Der schwarze Tod: Ein finnischer Zivilist, der auf offener Strasse durch
eine russische Bombe getötet wurde.

Die Opfer des Krieges.



Der rote Tod: Gefallene Soldaten an der Front.



Evakuierte Frauen und Kinder begeben sich ins Flugzeug, das sie nach Schweden in Sicherheit bringen soll.

VII. KAPITEL

IM HAUPTQUARTIER DER FINNISCHEN ARMEE

UNTERREDUNG

MIT HERRN MARSCHALL BARON VON MANNERHEIM

«Wo befindet sich das Hauptquartier?»

«O, sehr, sehr weit weg. Ein paar Nacht- und Tagreisen von Helsinki entfernt. Irgendwo. Unter dem Himmel.»

«In einer Stadt?»

«Nein! Mehr darf ich nicht sagen ...»

Ein Chauffeur in einem schwarzen Lederkleid, das ihn von oben bis unten einhüllt, holt mich nachts an der Station ab und bringt mich mit grösster Geschwindigkeit zum Marschall. Ein Kerl, dieser Chauffeur! Ein Glückskerl auch für mich, hoffe ich!

Während der Fahrt kommen wir an mehreren Posten vorbei. Kennwort. Rasche Kontrolle. Schweigen. Gruss und weiter.

An der Türe des bescheidenen Hauses, das den Marschall beherbergt, stehen zwei Wachen, vom Fuss zum Hals mit Bärenpelzen bekleidet und einer ebensolchen Mütze auf dem Kopf. Sie sehen nicht wie Menschen, sondern wie grosse, auf den Hinterfüssen stehende Bären aus.

Ein Ordonnanzoffizier empfängt uns und führt uns zum Adjutanten des Marschalls. Der Empfang ist sehr lebenswür-

dig. Man verliert hier keine Zeit: Zwei Minuten nach unserm Eintreffen meldet mir ein Offizier, der Marschall wolle mich empfangen. Ich trete in ein kleines, graues Zimmer, mit einem einzigen Fenster. Ein grosser, schmaler Arbeitstisch mit ein paar Karten, ein paar Papieren. Ein Mann erhebt sich; er ist gross, gebieterisch, königlich: der Marschall Baron von Man-nerheim. Der Sieger im Freiheitskrieg. Der oberste Soldat der herrlichen finnischen Armee . . . Ich bin ergriffen. Der Mar-schall reicht mir die Hand, weist auf einen Stuhl, ihm gegen-über.

Er sagt:

«Herr Oberst, seien Sie willkommen. Ich habe die Schweiz, Ihre Heimat, sehr gern. Ich fühle mich bei Ihnen daheim. Ich liebe Ihr Lausanne sehr. Sie haben eine vortreffliche Armee. Sie ist immer noch mobilisiert, nicht wahr?»

Ich beginne zu erzählen. Es interessiert ihn offensichtlich, diesen geborenen Soldaten, diesen Führer. Ich überreiche ihm einen persönlichen Brief, den mir General Guisan an ihn mit-gab, als ich ihm, meinem Vorgesetzten, den Entschluss, nach Finnland zu gehen, mitteilte und ihm sagte, ich werde den Marschall besuchen. Der Marschall liest aufmerksam den Brief des Oberkommandierenden der schweizerischen Armee an den Oberkommandierenden der finnischen Armee.

Während dieser Lektüre finde ich Zeit, den Marschall zu betrachten. Er ist gross. Er scheint 60 und ist bald 73-jährig. Blaue Augen. Schwarzer, dichter Schnurrbart. Schwarzes Haar. Er trägt einen Dolman von tadellosem Schnitt. Saumur-Hose. Gewichste Stiefel. Zwischen den beiden Umschlägen seines hohen Rockkragens einen Orden: denjenigen des Unab-hängigkeitskrieges.

Der Marschall ist mit dem Brief zu Ende.

«Vielen Dank, Oberst, für diese persönliche Botschaft meines Kameraden. Sie werden ihm auch Nachrichten von mir überbringen. Ich werde ihm schreiben. Was haben Sie schon gesehen von unserer Armee?»

Ich erzähle. Ich spreche ihm meine Bewunderung aus. Meinen Dank für den unvergesslichen Empfang, den mir die finnischen Offiziere bereitet hatten.

«Das ist doch ganz natürlich! Unsere beiden Armeen haben ja dasselbe Ziel: ihre Heimat zu verteidigen. Ihr Geist ist der gleiche. Wir züchten keinen Ehrgeiz.»

«Das ist richtig, Herr Marschall. So richtig, dass ich oft das Gefühl hatte, in der schweizerischen Armee zu sein. Es war mir, als wäre ich mit meinen Leuten zusammen, – mit einem wesentlichen Unterschied: der Sprache!»

«Verstehen Sie finnisch?»

«Kein Wort. An der Türe eines Ladens habe ich das Wort «Avoina» gelesen. Ich dachte, es sei ein Laden, wo Hafer (französisch: avoine. D.Ü.) verkauft werde. Keine Spur, es hiess: «Geöffnet!»

Der Marschall lacht. Er stellt mir Fragen über die Arbeiten in unserer Armee, über unsere Festungen und unser Schiessen. Er sagt:

«Das Schiessen, ja! Welche Rolle spielt es für uns in diesem Krieg! Fördern Sie das Schiessen in Ihrer Armee, Herr Oberst, fördern Sie das Schiessen!»

Und plötzlich spricht mir der Marschall von den Russen:

«Früher waren sie ausgezeichnete Soldaten,» sagt er mir. «Ich hatte während des Weltkrieges die Ehre, grossartige Einheiten davon zu befehligen, die sich wunderbar schlugen. Wenn ich die jetzigen Gefangenen anschau, so erkenne ich die russischen Soldaten nicht wieder. Die Führer dieses Regimes tragen eine furchtbare Verantwortung vor der Geschichte ...! Ja, ich habe vier Kriege mitgemacht: den russisch-japani-

schen, den Weltkrieg, den Freiheitskrieg und den gegenwärtigen. Ich hätte gern am Boxerkrieg teilgenommen, aber ich war damals auf der Hochzeitsreise! Ich habe es dann einigermaßen nachgeholt durch einen 15,000-Kilometer-Ritt von Russland nach China.»

Dann kommt der Marschall auf die Schweiz zurück:

«Gott gab euch ein günstiges Gelände zur Verteidigung!»

«Ja, Herr Marschall, aber dies Jahr gab Gott Finnland eine ungewöhnliche Kälte und einen kostbaren Haufen Schnee.»

«Gewiss. Aber vergessen Sie nicht, dass der Schnee auf beiden Seiten mithilft. Denn schliesslich kennen die Russen den Schnee ebenso gut wie wir! Ich erinnere mich, als ich in Russland war, hoch zu Pferd durch Schneetunnels geritten zu sein!»

«Dieser Schnee hat den schlimmen Nachteil: dass der Körper, trotz der Tarnung, darauf Flecken bildet. Der vorrückende Mann ist eine Zielscheibe. Darum gehe ich behutsam vor. Ich will das Leben meiner Soldaten nicht vergeuden. Ich fange mit dem Rappen zu sparen an. Manche Operationen könnte ich viel rascher bewerkstelligen, aber sie würden mir zuviel Leute kosten. Ich handle mit berechnender Sicherheit. Lieber als meine Leute in blitzartigen Vorstössen niedermetzeln zu lassen, schneide ich dem Gegner die Verpflegung ab, isoliere ihn und nehme ihn gefangen. Das Leben jedes Einzelnen meiner Mannen geht mir nahe. Das Blut eines jeden Soldaten ist mir wertvoll...»

Ich überreiche dem Marschall ein paar Dinge aus der Schweiz: eine Soldatenuhr, gespendet von der Firma X. (damit eine Schweizeruhr die Befreiungsstunde anzeigen könne), eine riesige Schweizerschokolade Nestlé (die mir auf der Reise manche Sorge bereitet hatte, die aber meine Frau als für die Ge-

sundheit des Marschalls unentbehrlich hält).

Der Marschall lächelt:

«Das ist ja die reinste Weihnachtsbescherung! Wie nett doch die Schweizer sind!»

Ich will Abschied nehmen.

Der Marschall hält mich zurück:

«Nein, nein. Es tut mir wohl, einmal wieder von etwas anderem als vom Krieg zu reden, bleiben Sie noch!»

Ich gehorche gerne.

Der Marschall spricht mir dankbar von allem, was die Schweiz für Finnland tue.

«Ich bin ganz auf dem laufenden,» fügt er hinzu, «denn ich bin auf das ‚Journal de Genève‘ abonniert und sehe, wie die Spenderliste täglich zunimmt...»

Wir sprechen von dem, was Finnland fehlt. Unter anderem Arzneimittel. Der Marschall will bei meiner Rückkehr nach dem Städtchen Z. (denn das Generalquartier ist überall herum verteilt) den Oberfeldarzt zu mir schicken, damit er mir Auskunft darüber geben könne, und spricht dann von den Berichten, die er von seinen Offizieren erhält:

«Ich bin misstrauisch gegen gewisse Berichte,» gesteht er. «Die jungen Offiziere haben in allen Armeen eine ganz natürliche Tendenz, ihre Siegesberichte etwas zu vergrößern. Aber ich wache darüber, denn ich verlange eine völlige, unbedingte Genauigkeit. Und wirklich! Ich bin nach all den zahlreichen Untersuchungen, die ich habe anstellen lassen, sehr zufrieden. So wurde mir eines Tages gemeldet, dass, im nördlichen Kampfabschnitt, tausend tote Russen auf einem See lägen. Die Zahl kam mir übertrieben vor, denn wir standen noch in den ersten Kämpfen, und ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass mehr als ein Bataillon auf einen Schlag hätte vernichtet werden können, währenddem die Verluste, die mir von unse-

rer Seite gemeldet wurden, unbedeutend waren. Ich ordnete auf der Stelle eine ganz genaue Prüfung an: die Zahl unserer Verluste erwies sich als wörtlich genau und man zog 1'100 Gewehre unter den toten Russen hervor. Und da es geschneit hatte und zweifellos noch Waffen verloren gegangen waren, so stand die Zahl von 1'100 Toten eher hinter der Wirklichkeit zurück. Auf alle Fälle war sie höher als diejenige des Kampfberichtes. Das freute mich. Die Aufrichtigkeit muss die erste Tugend des Offiziers bleiben.»

Ich stehe auf. Der Marschall gibt mir die Hand.

«Sie müssen zum Mittagessen kommen,» sagt er zu mir. «Auf Wiedersehen.»

Ich verbeuge mich ehrfürchtig und verlasse ergriffen das einfache Büro, – ein würdiger Rahmen für diesen grossen Soldaten.

Vor ein paar Tagen sagte mir Raph Enckel über den Marschall:

«Er ist nicht nur unser Führer, er ist unser Abgott.» Ich begreife ihn.

BESUCH BEI GENERAL OESCH, GENERALSTABSCHEF DER FINNISCHEN ARMEE

Nach meiner Unterredung mit dem Marschall soll ich von General Oesch empfangen werden, und zwar sofort nach einem wichtigen Bericht. Ich benütze die Gelegenheit, um ein paar gedrängte, aber sinngetreue Notizen über die Audienz, welche Baron Mannerheim so freundlich war, mir zu gewähren, niederzuschreiben: meine Schilderung wird die Genauigkeit eines militärischen Berichtes haben, – aber er wird bewusst unvollständig sein, weil mir der Marschall, streng vertraulich, eine breit angelegte Operation dargelegt hat, die seit

drei Wochen im Gang ist und die er nun sich entwickeln lässt, um möglichst wenig Leute zu opfern. Im Laufe dieser Operation machte die finnische Armee schon Hunderte von Gefangenen; der Feind ist abgeschnitten, er verteidigt sich tapfer; der K.P. einer russischen Division ist vollständig umringt, aber er hält noch stand und wird von zahlreichen automatischen Waffen verteidigt. Der Marschall ist überzeugt, dass die Russen sich nur nicht ergeben, weil man ihnen weisgemacht hat, die Finnen würden ihre Gefangenen martern. Um eine nutzlose Schlächterei zu verhüten, liess der Marschall durch Flieger russische Flugblätter abwerfen, um die Gegner aufzuklären und ihnen zu sagen, wie sie ihre Übergabe bekannt geben sollten. Der Marschall bewies so grosses Vertrauen zu mir, dass er mir einige Exemplare dieser Flugblätter mitgab.

Nach Beendigung meiner kurzen Notizen unterhalte ich mich mit einem Stabsoffizier, der mir seine Bewunderung für seinen obersten Chef ausdrückt. Und auch seine Beunruhigung: Der Marschall arbeitet zu viel; um sieben Uhr früh sitzt er an seinem Tisch; erst um Mitternacht, ein oder zwei Uhr morgens wird er mit seiner Arbeit fertig. Den Tag hindurch schläft er nie, nimmt nur zwei kurze Mahlzeiten ein; aber während der Nacht holt er dann auf und schläft so fest, wie man sich nur vorstellen kann, sogar etwas laut für seinen Nachbarn . . . (der die Zwischenwand mit einer Matratze verstärken musste; es half aber nichts!).

Eine kleine, ganz typische Geschichte sei hier wiedergegeben: Der Marschall verliess Russland zur Zeit der Revolution von 1917 in voller Uniform und verlangte für sich den Sonderwagen, der ihm kraft seines Ranges zustand. Während dieser Reise übernachtete er eines Abends in einem benachbarten Schloss und zog sich früh zurück. Man war unruhig und befürchtete einen Angriff der Revolutionäre. Seine Gastgeber

und der Adjutant des Marschalls gingen nicht schlafen und durchwachten die Nacht. Auf einmal hörten sie ein starkes Rollen. Die Herrin des Hauses fragte mit angehaltenem Atem, ob dies nicht Kanonendonner sei?

«Nein,» sagte gelassen der Adjutant, «es ist der Herr Marschall, der schläft!»

So schlief auch Napoleon. Irgendwo und irgendwann, wie er wollte. Bisweilen, während des Rückzugs aus Russland, in einem Stall, zwischen Leboeuf und Lasne.

* * *

Ein Adjutant führte mich zu General Oesch.

Ein höchst einfaches Arbeitszimmer. An den Mauern zahlreiche Karten. Vor mir steht ein junger, mittelgrosser Mann, stämmig, gesund, mit feurigem Blick und gerader Nase. Um den Hals das «Kreuz der Unabhängigkeit»: es ist General Oesch, ein ursprünglicher Schweizer, heute Finne, in Finnland geboren, – aber Vater und Mutter und die ganze Verwandtschaft sind noch immer Schweizer.

«Herr General, ich bringe Ihnen den Gruss der Schweiz!»

«Danke, Herr Oberst, seien Sie willkommen. Wie geht's im Berner Oberland? Wie geht's in Genf? Ich war zwei Wochen lang dort, an der A b rüstungskonferenz, 1932.»

«Ich war auch dabei, Herr General. Aber ich habe mehr Zeit als Sie bei diesen Auf rüstungskonferenzen verloren: vier Monate, wenn ich mich recht erinnere.»

«Was spricht man in Ihrer Armee?»

Ich erzähle, antworte auf die zahllosen Fragen und beglückwünsche den General zur forschen Haltung und Kühnheit der finnischen Armee.

Sein Gesicht erhellt sich: «Sie haben recht. Unsere Leute übertreffen alle unsere Hoffnungen.»

Wir sprechen von der Operation, die gerade im Gange ist und die mir der Marschall anvertraute.

«Sehen Sie, Herr Oberst, ich will Ihnen das auf der Karte erklären.»

Wir treten zu einer der grossen Karten, die an der Wand hängen. In ein paar Worten gibt mir der General einen raschen, klaren Überblick. Ich antworte darauf wie in der Schweiz:

«Kapiert.»

Ein Blinder müsste es sehen. Der dümmste Kerl es verstehen!

Ich habe es erfasst, ja, ich erlebe diese Operation mit. Mir ist, als wäre ich an jedem Ort selber dabei.

Der General schliesst:

«Sie sehen, alles sehr einfach!»

Ja, das Genie ist immer einfach.

Der General kommt auf die unbedingte Notwendigkeit zurück, dass jeder einzelne Mann geschont werden müsse und nichts dem Zufall überlassen werden dürfe. «Menschenleben sparen und die Ausgaben einschränken,» so heisst die Parole hier.

Der General sagt mir, wie dankbar Finnland der Schweiz sei für alles, was sie tue. «Ich habe zahllose Briefe von Schweizern erhalten. Sie haben mich tief ergriffen. Euer Schützenzeichen, das ich jüngst bei einem Wettbewerb erhielt, steht bei mir an einem Ehrenplatz . . .»

Ich benutzte die Gelegenheit und überreichte dem General eine Soldatenuhr, die ihm eine schweizerische Uhrenfabrik übermitteln liess. «Damit Ihre Zeit genau mit der des Herrn Marschalls zusammenfalle. Es stünde schlimm, wenn nicht eine vollkommene Stundengleichheit zwischen Ihnen herrschte!»

Der General dankt; er werde diese Uhr an seinem Arm tragen. Sie möge die Erinnerung an die Schweiz in ihm wachhalten...

Der Stabschef drückt mir sein Bedauern aus über den Unterschied von Herrn Bundesrat Motta, dessen mutige Rede gegen die Aufnahme der U.R.S.S. in den Völkerbund er nicht vergessen hat.

Denn in diesem Generalstab werden die Schweizer Zeitungen mitten im Krieg gelesen, mag er noch so weit von uns entfernt sein.

Der Vater von General Oesch ist Schweizer geblieben. General Oesch ist heute Finne. Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen den beiden?

ZUM MITTAGESSEN BEI MARSCHALL MANNERHEIM

«Seien Sie so gut und versuchen Sie es mit diesem Wein,» sagt mir der Marschall, der seine nächsten Nachbarn selber bedient. «Mein Menu ist einfach. Es gibt keine ‚Rognons Bolo‘, wie sie früher im Café Vaudois in Lausanne zu haben waren. Wie geht es übrigens dem Dr. Se., dem Advokaten Pe. und der Prinzessin Go . . ., und was macht der Zahnarzt D.? Lassen Sie sie vielmals von mir grüssen!»

«Es ist mir unbegreiflich, wie man sich in der Schweiz so abhetzen kann, um auf einen Berggipfel hinaufzuklettern; für gar nichts, nur, um die Nägel seiner Bergschuhe abzuwetzen. Ich muss ein anderes Ziel haben als einen öden Gipfel: ich brauche eine Gemse zum Schiessen!»

«Reiten Sie noch immer aus, Herr Marschall?»

«Es geht unmöglich mehr. Ich habe keine freie Minute. Fünfzig Jahre habe ich zu Pferd zugebracht, und es bedeutet ein grosses Opfer für mich, darauf zu verzichten. Ich verroste.»

Wir sprechen von Ausflügen in Afrika. Er will den Plan meiner nächsten Reise wissen (wann? . . .) und eine genaue Beschreibung meines kleinen Wagens. Das belustigt den Herrn

Marschall. Eine grosse Reise nach Afrika gehöre schon längst zu seinen Träumen.

Auch der Alkohol in der Armee kommt aufs Tapet. Der Marschall meint, man müsse den Soldaten die Freiheit lassen, zu trinken, wenn sie daran gewöhnt seien und Alkohol nötig hätten.

Das Mittagessen im kleinen und bescheidenen hellen Esszimmer geht zu Ende. Kaffee. Der Herr Marschall steht auf.

«Auf Wiedersehen, Oberst, meine besten Grüsse und Wünsche an die Schweiz!»

«Auf Wiedersehen, Herr Marschall, vielen Dank.
Gott behüte Finnland!»

Der Marschall lässt mir seine Photographie mit folgender handgeschriebener Widmung überreichen:

«Huldigung an die Schweiz, der Wiege der Freiheit. An Herrn Oberst Vallotton, den würdigen Vertreter der tapferen schweizerischen Armee.

Q. G., den 28.1.1940.
Marschall Mannerheim.»

Diese Photo werde ich in meinem Arbeitszimmer an den Ehrenplatz stellen, mir direkt gegenüber, zwischen derjenigen des Generals Guisan und derjenigen des Präsidenten Paderewski. Rings herum werden die Photos meiner Dienstkameraden stehen: Ehrenwache der Schweizeroffiziere um den Freiheitshelden eines kleinen Landes, mit dem wir als Brudernation fühlen.

Mein Leben lang wird das Bild dieses Führers an seinem Arbeitstisch, mit dem leuchtenden, gebieterischen Blick und seinem edlen Gang, in mir haften bleiben. Soldat in seiner ganzen Haltung und aus voller Seele. Ein Soldat und ein wahrer Edelmann.

* * *

Ich rechnete nicht damit, dass ich den Marschall während dieses Krieges wiedersehen würde. Aber ich hatte mich geirrt. Bei meiner Abreise, am Abend, kam er ins Hotel, von wo wir eben abfahren wollten, um mir noch einen Besuch abzustatten. Welche Höflichkeit! Welches Vorbild!

«Ich bin gekommen, um Ihnen ‚Auf Wiedersehen‘ zu sagen, Oberst!»

Kurz, wie eine Vision; schon sprang der Marschall in ein Auto, das weiss wie der Schnee war und das von einem nachtschwarzen Chauffeur gelenkt wurde.

VIII. KAPITEL

OPFER DES KRIEGES

VERWUNDETE AN DER FRONT

Soldaten.

Es gibt nur wenige Kranke in der finnischen Armee. Weniger, sogar viel weniger als in einem Wiederholungskurs. Insgesamt eine geringe Anzahl. Ein Beweis für die vortreffliche Organisation und auch für den guten Geist in der Armee. Die Soldaten wollen nicht krank sein. Im Feldlazarett findet man ein paar heftige Grippe-Fälle, einige Lungenentzündungen und Gehirnerschütterungen. Nicht alle Betten sind besetzt. Die Operierten liegen in einem andern Gebäude, die Abgesonderten wiederum separat.

Seien es staatliche Büros, Generalquartiere, Lazarette oder Munitionsablagen, immer stehen die Lokale voneinander entfernt. Die Risiken sind verteilt. Mag der Tod auch seine Hand hier oder dorthin ausstrecken, die Armee muss weiter schaffen und kämpfen.

Die Verletzten der vordersten Linie werden in Verwundestennester gebracht, die durch zahlreiche, an Bäume angenagelte Aufschriften deutlich gekennzeichnet sind. Nach einer ersten Behandlung schafft man sie dann auf strohgepolsterten Schlitten zu den Krankenautos, die sie ins Lazarett führen. Von

da weiter, zur Spezialanstalt – deren eine in einem hübschen Schulzimmer untergebracht ist, wo noch immer vorgemalte Buchstaben auf der Wandtafel stehen, während die andere in einem Herrenhaus mit grossen alten Spiegeln untergebracht ist. Der Operationssaal – reinlich wie ein Zivilspital – hat dreifache Beleuchtung: elektrische, mit Petrol und Azetylen. In dunkelgrünen Militärkisten, mit weissen Aufschriften, kann man sich die gefürchteten unförmigen Instrumente ansehen. Alles liegt bereit.

Die Lazarettgebäude tragen ausnahmslos die Fahne des Roten Kreuzes; andere als Sanitätstruppen befinden sich nicht in dieser Ortschaft. Aber trotzdem nehmen die russischen Bomber nicht im Geringsten auf die Rotkreuz-Abzeichen Rücksicht. Im Gegenteil; – das Rote Kreuz scheint eines ihrer Lieblingsziele zu sein. Man versichert mir, dass mehrere Spitäler bombardiert worden seien; nach den einen acht, den andern neun. Mangels Zeit konnte ich es nicht persönlich nachprüfen.

Der Leiter eines Militärspitals legte mir seine Gewissensnot dar: «Lasse ich die Fahne des Roten Kreuzes hissen, so ziehe ich höchst wahrscheinlich die Bomben auf meine Kranken herab. Tue ich es nicht, so setze ich mich, im Falle einer Bombardierung, berechtigten Vorwürfen aus. Ich befinde mich vor einer furchtbaren Wahl . . . Gestern flogen zwanzig Bomber über mein Spital, ohne es zu bombardieren. Zwei andere Krankenhäuser dagegen, welche das Abzeichen gehisst hatten, wurden mit Brandbomben belegt... Was tun?»

Ein Offizier berichtet, in einem Spital sei eine Bombe in ein Zimmer mit Verwundeten gefallen und wieder hinausgeschleunigt, um draussen zu zersplittern, ohne dass jemand verletzt wurde ...

Dieses Spital hier ist ausserordentlich gut eingerichtet. Die Kranken befinden sich in Sälen oder zu zweit in hellen Zimmern mit braunen Eisenbetten. Alles ist tadellos sauber.

* * *

In Begleitung des Arztes, eines Hauptmanns, besuche ich ein paar Operierte. Da liegt ein prächtiger Athlet, dessen Armmuskeln eigens für die olympischen Spiele geschaffen scheinen.

«Grüss Gott, wie geht's?»

Zweifellos nimmt er an, wir seien Ärzte und möchten seine Wunde sehen? Er wirft das Bettuch zurück. Er hat nur mehr ein Bein: das andere ist am Oberschenkel amputiert. Ich biss die Zähne zusammen.

Ein anderer nennt nur noch einen Stummel an Stelle des Fusses sein eigen. Er war zu Pferd, in der Schwadron einer Reconnoszierungstruppe, und steuerte schnurgerade auf eine Mine zu. Das Pferd wurde zerstückelt. Er selbst wollte wieder aufstehen. Nichts zu machen: er trat auf einen Stummel. Um nicht zu verbluten, band er sich das Bein mit einem Gurt ab. Zwei Stunden lang wartete er auf Hilfe. «Ach! das macht nichts. Was mir weh tut, ist, dass ich nicht mehr an die Front zurück kann. Was wird aus mir werden?»

Der Arzt: «Alle sind so. Ihre erste Sorge ist: ,Werde ich wieder zurückkönnen?' Sie wissen, dass wir zu wenig Soldaten haben gegen diesen ungeheuren Feind, und darum haben sie nur eine Hoffnung, baldigst zu ihren Kameraden zurückzukehren. Wir können sie fast nicht zurückhalten, bis sie genesen sind. Welches Beispiel geben uns diese wackern Soldaten!»

«Nicht nur Ihnen, Hauptmann!»

Kann es sein, dass diese Männer schwere Operationen durchgemaecht haben? Dass manche von ihnen knapp dem Tod entronnen sind? Es scheint ausgeschlossen, so frisch und kräftig sehen sie aus. Ein Zimmer mit Operierten? Man fühlt sich viel eher in einem Ruhezimmer, wo Athleten darauf warten, nach schweren Anstrengungen zum Endlauf gerufen zu werden. Was für herrliche Menschen! Diese Burschen sind stark wie Birken, sie riechen noch nach dem Harz ihrer Tannen. Und ihre blauen Augen sind klar wie das Wasser ihrer zahllosen Seen ...

* * *

Da sieht man schreckliche, durch Dum-Dum-Kugeln, die mit Maschinengewehren abgeschossen werden, verursachte Wunden . . . Andere zeigt man mir lieber überhaupt nicht.

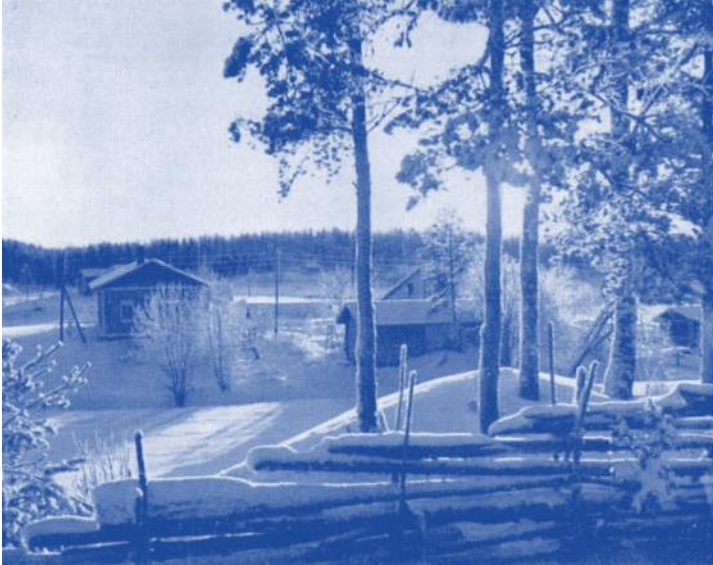
* * *

Der Arzt-Hauptmann, der das Spital leitet, bietet uns eine Tasse Kaffee an; auf dem Tisch liegen zwei Fahnen: die finnische und die schweizerische. Mitten im Krieg bleibt der Finne die Liebenswürdigkeit selber.

* * *

Eine Schwester huscht durch den Hausflur, eine gefüllte Spritze in der Hand. Sie ist weiss gekleidet; Schweigen umgibt sie. Sie eilt einem Zimmer zu, wo sie seit zwei Tagen einem Sterbenden beisteht, – als leistete sie einem Freund, auf einer beschwerlichen Reise, Beistand.

Die Schwestern (die richtigen) machen unschuldige Spiele unter sich und sie sind immer voller Staunen. Sie, die Geburten, Leiden und Tod miterleben, scheinen nichts vom Leben zu wissen, als stellten Geburt, Leiden und Tod nicht dessen Hauptereignisse dar. Durch Leben, Schmerz und Tod hindurch bleiben sie frisch und rein wie Quellen.



Finnland im Frieden:

Das obere Bild ist für die finnische Landschaft charakteristisch (Feld, Wald, ein Bauerngehöft und die «Sauna»). Der letztere Ausdruck bezeichnet die bekannte finnische Schwitzstube (unten), die in keinem Hause und auf keinem Hof fehlt.



Eine Strasse in Helsinki: Alle Schaufenster sind mit dicken Bretterwänden verkleidet.



Nach einem sowjetrussischen Bombardement.

Auf der Strasse gehen die Schwestern. Im Reich der Kranken gehen die Schwestern nicht (die richtigen nämlich, die berufenen). Sie sind wie Schwäne auf dem Wasser, so gleiten sie dahin.

Die wirklichen, begnadeten Schwestern öffnen die Türen nicht. An der verschlossenen Türe flüstern sie ein Kennwort; dann geht sie leise auf und schliesst sich wieder hinter ihnen. So dringt Licht ins Krankenzimmer; denn das Licht und die Schwestern haben das gleiche Kennwort.

Die wirklichen, auserwählten Schwestern lachen nicht. Aber ihre Augen und Lippen lächeln. Sogar im schlimmsten Augenblick. Sogar, wenn ihr Herz schluchzt. Beim Sterben blickt der Soldat auf dieses Lächeln; seine Seele klammert sich daran. Dieses Lächeln drückt ihm die Augen zu.

Kranke Pferde.

«Herr General, Soldat X. Stall Nr. 10. Bestand: 60 Pferde, 59 hier, 1 im Operationssaal!»

Der General grüsst den Stallwärter. Wir treten ein. Es ist der «Empfangsstall» für Pferde, die wegen Verletzungen oder nicht ansteckenden Krankheiten zurückgeschickt wurden. Ich sehe ein Pferd, das eine offene Wunde auf dem Rücken trägt: von einem Schrapnellsplitter.

Der Tierarzt: «Anfangs hatten wir an der Front keine Schutzräume für die Pferde, weswegen es immer viel verletzte gab, – in meinem Abschnitt gegen vierzig täglich (die Bäume und die Pferde haben am meisten zu leiden unter dem Hagel der russischen Artillerie). Seit wir Schutzräume für die Pferde haben, so gut wie für die Soldaten, beträgt die Zahl der verwundeten im Durchschnitt täglich drei. Das dort ist das einzige ‚Neue‘ von gestern.»

«Genesen ihre Wunden schnell?»

«Ja, trotz des üblen Anblicks, den sie bieten; unter der Bedingung allerdings, dass sie sofort desinfiziert werden können. In drei Wochen wird dieses Pferd wieder gesund sein. Dann behalten wir es noch ein paar Tage, bis es wieder endgültig in ‚Form‘ ist. Hierauf kommt es zu den Ersatzpferden, die sich im Nachbardorfe befinden. Denn unsere tierärztliche Anstalt ist grundsätzlich auf mehrere Dörfer verteilt und die Dienstabteilungen sind weit genug voneinander entfernt, damit die Verluste, im Falle einer Bombardierung, nicht allzu gross wären.»

* * *

Der Operationssaal: früher eine sehr geräumige Küche. In der Mitte ein «Operationstisch»: ein grosses schwarzes Lederpolster. Stricke. Ketten. Scharfer Jodgeruch.

Die operierten Tiere: Das Haar um die Wunde herum wird wegrasiert; Kautschukröhrchen stecken in der blutroten Wunde. Die Verletzungen befinden sich fast alle auf dem Rücken. Die Verletzten, die sich ihren Wärtern gegenüber sehr dankbar benehmen, verzehren ihren Heubund mit Appetit. Ein gutes Zeichen!

Ersatzpferde: Ein riesig grosser Stall mit mehreren hundert Pferden. Tadellose Ordnung. Jedes Pferd trägt zwei hölzerne Etiketten mit Nummern darauf: die eine ist an den Schwanz, die andere an die Mähne gebunden. Im Krankenzimmer hat jedes kranke Tier sein Blatt, auf dem seine Temperatur eingetragen wird. Überdies hat jedes seine «Papiere», eine Art Dienstbüchlein.

Desinfektionssaal: «Alle gefangenen russischen Pferde müssen da hindurch. Sie waren vorher so schlecht gepflegt, dass wir ansteckende Krankheiten befürchten,» erklärt der Tierarzt.

«Haben Sie viele gefangene Pferde?»

«Hier nicht. Im Abschnitt X. dagegen erbeutete man deren mehr als tausend. Das war ein ergiebiger Tag, denn wir nutzen die Leistungskraft unserer Pferde bis zur höchsten Grenze aus.

Sehen Sie hier, meinen einzigen Gefangenen,» – er zeigt auf ein kleines sibirisches Pferd, von der Grösse eines Ponys, und das schwarz wie Schuhwichse aussieht. «Der Gefangene antwortet nicht mit ‚Stalin‘ (so heisst es nämlich) und hat es nicht gern, wenn es beim Fressen gestört wird!»

«Sind diese sibirischen Pferde gut?»

«Mehr als nur gut: ausgezeichnet, von erstaunlicher Widerstandskraft, an Kälte und karges Futter gewöhnt.»

* * *

Ein Skiläufer, mit einer Botschaft an den General, sprengt in strengstem Galopp mit dem Pferd, das ihn zieht, über den Platz. Dieses Stafettensystem leistet die besten Dienste, namentlich während der Nacht auf den Waldwegen.

* * *

Auf eine Frage des Generals erklärt der Tierarzt, dass seit Kriegsbeginn 3'000 Pferde durch seine Anstalt gegangen seien! Büroarbeit genug für sechs Sekretärinnen.

«Und die Männer?»

«Daran ist gar nicht zu denken! Die sind alle an der Front!!! Nein, die Frauen, sieben Berufsdaktylos, tun's; sie leisten ausgezeichnete Arbeit. Reden Sie mir nicht von diesen männlichen Sekretären, die von Beruf nicht Stenotypisten sind, die mit einem Finger auf der Maschine schreiben und pro Minute ungefähr ein Wort zustande bringen!

So steht es bei sämtlichen finnischen Stäben!»

In der Tat, bei der finnischen Armee kann man sich an allen Ecken und Enden Beispiele nehmen; ihre Parole lautet: «Nicht ein einziger gesunder Mann im Hinterland!»

DIE ANDERN OPFER

Die Evakuierten.

Heute, Besuch in Evakuiertenheimen.

Die Bevölkerung der Grenzgebiete, der freiwillig zu Beginn der Feindseligkeiten von den Finnen geräumten Gebiete, wurde ins Landesinnere evakuiert. Ganz wenige Finnen sind ins Ausland abgereist: man verlässt seine Heimat nicht, wenn sie in Gefahr ist!

Wir treten gerade während der Pause in einen Hof voll geflüchteter Kinder. Die einen laufen Ski. Sie erhielten vor Kurzem vom Roten Kreuz reizende rote Bretter, mit jenen einfachen Lederriemen, aus dem die ganze finnische Bindung besteht. Andere Kinder vergnügen sich mit eigentümlichen Schlitten: der Mitfahrende sitzt, der Fahrer dagegensteht, stösst mit einem Fuss und hält den andern auf langen, eisernen Schlittschuhen, die den Schlitten nach hinten verlängern. Arme Kinder! Die Väter stehen an der Front, die Mütter arbeiten anderswo. Wann werden diese Familien wieder zusammen sein?

Aber die Kinder sind glücklich, besonders wenn die Offiziere ihnen riesige Karameltüten bringen!

Die Leiterin, eine würdige Person, lädt uns in die Wohnung ein: Küche, Speisesaal, Schulzimmer, Schlafzimmer mit den kleinen Betten. Und vor allem einen wunderbaren Turnsaal, der grösser ist als die drei andern Räume zusammen: es ist der Turnsaal der Dorfschule, der gemeinsame Saal, in dem die Sieger an den olympischen Spielen herangebildet werden.

Die Kleinen waren in Sommerkleidern angekommen. Sie mussten für den Winter bekleidet werden. Sie tragen bunt zusammengewürfelte, aber warme Kleider. Sie laufen, lachen, singen, weinen. Aber bisweilen fällt eine Bombe auf eine Schule oder einen Schlittschuhplatz, und dann finden wir röchelnde Kinder im Schnee.

* * *

Im Heim für geflüchtete Frauen:

In diesem Schlafsaal sind ihrer gegen zwanzig. Die jüngste ist 65jährig. Die älteste 82. Aber eine davon ist die allerälteste, sie ist 82 Jahre und 3 Monate alt und stolz auf dieses Vierteljahr, das sie ihrer Jahrgängerin voraus hat. Zwei Frauen liegen im Bett: die eine ist schwer erkrankt, die andere gelähmt.

«Was geschieht mit Ihren Insassinnen beim Alarm?»

«Die Gesunden gehen mit den Kindern in den Keller. Die beiden im Bette können nicht transportiert werden. Ich bleibe bei ihnen. Und die andern beten für sie.»

«Ist hier öfters Alarm?»

«Gestern allein dreimal. Aber die Bomben fielen auf das Nachbardorf.» (Ich konnte mich davon heute morgen selber überzeugen.)

Ich kann mir den Verlauf vorstellen, – denn ich bin nun schon vertraut mit dem Sirenengeheul, der Stille des Alarms und den Geräuschen der Bombardierung.

Ich sehe im Geiste die beiden Alten im Bett, die andern mit den Kindern im Schutzraum, die Leiterin bei zwei Schwerkranken oben. Die drei Frauen sagen kein Wort. Sie warten. Worauf? Auf den Tod oder auf das Ende des Alarms ...? Auf was Gott will!

Stehen wir im Jahre des Herrn 1940 oder in vollster Barbarei?

IX. KAPITEL

DIE SIRENE HEULT: «ALARM! BOMBER!»

ALARM IN EINEM STABSQUARTIER

Von 11 Uhr nachts bis 6 Uhr morgens dauerte unsere Bahnfahrt. In L. wartet ein Militärauto auf uns. Unheimlich ragen die zerstörten Häuser mit ihren eingeschlagenen Fensterscheiben in die Nacht. Das Städtchen wird mit Vorliebe von den russischen Bombenflugzeugen heimgesucht. Auf schwierigen Wegen führt uns das Auto nach Y. Wiederholt werden Wagen und Insassen durch plötzlich auftauchende Posten durchsucht. Um 7 Uhr morgens sind wir am Ziel.

«Wir haben zwei Stunden Zeit zum Schlafen; passt es Ihnen, Herr Oberst?»

«Sehr gut!»

«Ich richte mich im Zimmer des Leutnants Kai Kivijärvi, der mir sein Bett überlässt, häuslich ein. Doch habe ich so viele Notizen ins Reine zu bringen, dass ich vorziehe, aufzubleiben und zu arbeiten. Um 9 Uhr reichliches Frühstück. Wohl schläft man in Finnland wenig, aber man isst um so besser. Der Kaffee schmeckt vorzüglich. Während wir noch reden, heult die Sirene «uh, uh, uh» in abgehackten, nervösen Tönen.

An bestimmten Strassenstellen drehen die im Auto eingetroffenen Alarmposten die Kurbel ihrer Sirenen. Ruhig und ohne Hast schlüpfen Offiziere, Angestellte und Soldaten in ih-

re Mäntel und begeben sich in den Unterstand, gedeckte Schützengräben; denn in dieser aus Holz erstellten Ortschaft gibt es keine Keller.

«Uh! Uh! Uh!» Ein Telephonanruf informiert uns über die Flugrichtung der Flugzeuge. Die Flieger haben in einer Entfernung von zehn Kilometern die von ihnen mit Vorliebe aufgesuchte Stadt L. bombardiert und einige Unschuldige getötet. Heute abend heisst es dann im russischen Heeresbericht: «Aufklärung militärischer Ziele durch unsere Luftwaffe...»

Zwei Stunden lang spazierte ich auf der Strasse mit einem Offizier, der mit Begeisterung von seiner schönen Armee erzählte. Es war vielleicht nicht sehr vorsichtig, aber Kälte und Langeweile hatten uns aus dem Unterstand vertrieben.

«Uh! Uh! Uh! Uh!» Alarm-Schlussignal und Wiederaufnahme der Arbeit. Hier, im militärischen Rahmen, in diesem Schützengraben oder im nahen Wald, erschien mir der Alarm fast am Platze, muss doch der Soldat immer mit solchen Gefahren rechnen. Am gleichen Tage erschreckte uns noch ein zweiter Alarm, aber Bomben gab es diesmal nicht.

ALARM IN EINEM MILITÄRSPITAL

Seit mittag zeigt der schützende Nebel einen Riss. Die Leute blicken zum Himmel und sagen sich: «Die Sonne wird sie heranlocken!» Denn in diesem unglücklichen Land ist der Nebel, der die Tagesarbeit und die Einkäufe ermöglicht und den Schein eines normalen Lebens aufrechterhält, allen willkommen. Die Sonne jedoch, die die Bombenflugzeuge herbeiführt, ist gefürchtet. Wie wird es erst später, wenn es 24 Stunden lang Tag ist und die Mitternachtssonne scheint!

Um 15 Uhr heult die Sirene, läutet das Telephon. Die Gefahr ist im Anzuge. Die Kranken, soweit sie gehen oder getragen werden können, sind schon im Keller, aber die Schwerverwundeten bleiben in ihren Zimmern, zusammen mit ihren Krankenschwestern; denn ein Aufzug ist nicht vorhanden.

Ich besuchte sie in dieser Zeit. Sie liegen stumm, in ohnmächtiger Wut in ihren Betten und denken nicht an sich, sondern an ihre Frauen, Kinder und an die alten Leute.

ALARM IN HELSINKI

Helsinki muss eine schöne Stadt sein, aber man sieht dies nicht. Die Häuserfronten sind durch Holzgerüste verdeckt, und Helsinki erweckt den Eindruck einer im Bau begriffenen Stadt.

Auch sie hat zahlreiche Bombardierungen erlebt. Der Platz des Polytechnikums ist in einem jämmerlichen Zustand: ein sechsstöckiges Haus, das wie eine Fackel niederbrannte, hinterliess als einzigen Überrest ein Stück Mauer. Das Polytechnikum selbst ist geborsten und seine Fassade durch Tausende von Bombensplittern gefleckt. Die lutherische Kirche ist abgebrannt. Die deutsche Schule liegt in Trümmern und ihr Direktor wurde tödlich verletzt. Keine Fensterscheibe mehr im ganzen Viertel, nicht einmal im Palast der Sowjetbotschaft! Aber vielleicht war dieser für die russischen Flugzeuge ein «militärisches Objekt».

Das russische Radio behauptet, dass die Bombenflugzeuge Brotlaibe auf die finnischen Städte hinabwerfen. Um Gottes willen, meine Herren, behaltet euer Brot für euch!

In Helsinki besuche ich Dr. Mehlem, den Korrespondenten der «Neuen Zürcher Zeitung», der sich von einer Krankheit erholt. Unser Landsmann hat zahlreiche Ortschaften besucht, die von den «russischen Brotlaiben» verwüstet worden sind. Seit Kriegsausbruch ist ein von ihm besuchtes Dörfchen mit Ausnahme von sechs Tagen täglich bombardiert worden!

Ein weiterer Schweizer, Herr Ernst Stauber, Präsident des Schweizerklubs, wohnt zwei Kilometer von Hangö entfernt, einer der Märtyrerstädte Südfinnlands. Er versicherte mir, die Bombardierung dieser offenen Stadt erfolge fast täglich. Er hat persönlich festgestellt, dass die Bombenflieger die einfachsten, alleinstehenden Behausungen in Brand setzen. Dieser Schweizer hat sich unserer Kolonie gegenüber vorbildlich benommen. Als die Bombardierungen begannen, holte er selbst in Helsinki 45 Schweizer Frauen und Kinder ab. Ein Camion wurde von ihm, das andere von seinem Sohn gesteuert, und er gewährte ihnen drei Wochen lang in seinem Hause ein gastliches Obdach.

Die Autofahrt war so gefahrvoll, dass kein anderer sie zu unternehmen wagte.

«Gefährlich, nicht doch! Sie wissen doch, dass die Sowjetflieger nur Brotlaibe abwerfen, das Moskauer Radio hat es ja verkündet!»

«Uh! Uh! Uh!» Das Todesgeheul der Sirene ertönt. Ich flüchte mich in mein Zimmer. Die Strassen sind verlassen. In der Ferne Motorgebrumm und Explosionen.

ALARM IN TURKU (ABO)

Schon bei meiner Ankunft hatte ich diese Stadt, die 70,000 Einwohner zählt, besucht. Vierzehn Tage später sehe ich sie wieder. Weitere Quartiere sind zerstört. Eine Garage bildet mit

ihren von einer dicken Eisschicht bedeckten, zerstörten Wagen einen kläglichen Anblick. Es sind nur noch Autoleichen, Trümmer von Motoren und Steuerradstummeln. Ein Wagen hat seine linken Räder verloren, ein anderer steht auf seinem Hinterteil wie ein sitzender Bär. Es waren nagelneue Wagen. Es war eine moderne grosse Garage – jetzt nur noch ein Friedhof von Metall und Eis. Die Fassade eines Nachbarhauses ist von Granatsplintern wie gesprengelt.

In den rauchenden Trümmern arbeitet die Feuerwehr: gestern war die Bombardierung so fürchterlich, dass in dieser einzigen Stadt 30 Menschen getötet wurden; die Zahl der Verwundeten ist noch nicht bekannt. Dreissig Menschen getötet, davon 25 Frauen! (In ganz Finnland zählte man gestern 50 Opfer unter der Zivilbevölkerung.)

Die russischen Bombenwerfer richten ihre ganze Zerstörungswut auf diese unglückliche Stadt. Warum nur? Sie hat keinerlei militärische Bedeutung. Die Kaserne ist leer, die Soldaten sind an der Front, weit weg von hier. Ist es vielleicht darum, weil Turku (Abo) für Flugzeuge leicht auffindbar ist?

Die Wilden haben nichts verschont, weder das Museumsgebäude aus dem 13. Jahrhundert, noch die bescheidensten Wohnungen des Arbeiterviertels, noch das Gebäude der Arbeitersparkasse. Nichts. Die erste Bombe fiel am Weihnachtstag, weitere fielen am Neujahrstag, seitdem hört es nicht mehr auf.

Im Hafen ist ein Lastschiff, von einer Bombe getroffen, versenkt worden; es fror an Ort und Stelle ein, und sein Verdeck liegt nun auf gleicher Höhe wie die Eisfläche. Am Hafen wurde ein Lagerhaus zerstört. Die Maschinen sind verbogen, die Warenballen aufgerissen, und der aus ihnen hervorquellende Tee stinkt nach Rauch. Der Zufall führt uns zu einem Gespensterhaus, einst ein vierstöckiges Miethaus. Die Fliegerbombe hat es ausgehöhlt und eine einzige Mauerfront stehen

lassen. Der Fussboden des vierten Stockes und ein Zentralheizungskörper hängen in der Luft. Eine einzige Fensterscheibe ist hartnäckig dieser nutzlosen Fassade treu geblieben, ein Fenster, das kein Zimmer mehr erhellt, ein Fenster, das nach beiden Seiten hin ins Leere blickt, ein armes, seltsames Fenster, wie ein Monokel auf einem ausgestochenen Auge. Ganz oben hängt unversehrt ein Leuchter, und über der Türschwelle eines verschwundenen Zimmers hängt ein Hufeisen. Es hat kein Glück gebracht.

Trotz bewölktem Himmel und eisigem Wind ertönt der Alarmruf mit tausend Stimmen, während ich mit Herrn Toivola vom Aussenministerium in die Stadt fahre. Jawohl, mit tausend Stimmen; denn hier begnügt man sich nicht mit den Sirenen. Die Gefahr ist so drohend, dass jedes Haus über ein Zusatzsignal verfügt: Glocken und Klingeln, Hörner, Blechbüchsen und Gongs. Sobald die Sirenen zu heulen anfangen, sekundiert von überall her im Chor ein endloses, schmerzliches Echo, und sofort sind mit erstaunlicher Raschheit alle Strassen geleert. Die Autos sind in den Toreingängen verschwunden, die Tramwagen stehen verlassen, die Wachen beziehen ihre Posten vor den Unterständen, den sogenannten «Vaestönsvoja», zu denen rote Pfeile auf gelbem Untergrund hinweisen. Zu diesen Unterständen lenken die Leute ihre Schritte.

Ein trauriger Zug! Frauen mit Kindern auf den Armen und an der Hand, lassen sich im ersten Keller nieder. Die Kinder lachen nicht und spielen nicht, sie husten. Bei jeder neuen Ankunft rückt man auf den Bänken dichter zusammen. Hin und wieder flüstert eine Mutter ihrem Kind etwas ins Ohr, und dieses knöpft den Mantel fester zu. Die Frauen haben aus ihren Taschen Strickzeug und andere Handarbeiten hervorgeholt. Man hört kein anderes Geräusch als das der Nadeln und der hustenden Kinder. In diesem eisigen Keller, die Füße auf dem

gefrorenen Boden, den Rücken an die kalte Mauer gelehnt, husten sie unaufhörlich, einzeln, zu zweien, zu vieren oder alle miteinander. Die Mütter hören schweigend zu, den Blick auf ihre Arbeit geheftet. Aber hin und wieder entsteigt ihrer Brust ein tiefer Seufzer . . . Schon ist der erste Keller besetzt. Der wachhabende Gardist schliesst die Türe ab, und keine Mikrobe kann mehr dem Unterstand ent schlüpfen.

Ein zweiter, ziemlich langer und schmaler Keller dieses Arbeiterhauses wird geöffnet. Längs den Mauern sind Holzplanken auf Böcke genagelt worden: so entstanden niedrige Bänke, so nahe beieinander, dass die sich gegenüber sitzenden Menschen mit den Knien aneinanderstossen und niemand mehr durchkommt. Schweigsam treten diese menschlichen Schatten ein und machen sich dünn, um möglichst wenig Platz wegzunehmen. Kinder klettern in die leeren Nischen, wo früher Vorräte aufbewahrt waren.

Schweigsam huschen die Schatten herein. So schlichen wohl zur Zeit der Christenverfolgungen Neros in Rom die ersten Christen in die Katakomben. Mein Gott, befinden wir uns wirklich im Jahr des Heils 1940 der christlichen Zeitrechnung? Haben wir es so weit gebracht?

Auch der zweite Keller ist gefüllt, sogar überfüllt. Er vermag seine Insassen kaum zu fassen. Um die Tür zu schliessen, muss die Wache ihre ganze Kraft aufbieten und zuerst mit den Fingern die im Tür rahmen eingeklemmten Kleidungsstücke zurückschieben. Der Keller gleicht einem Koffer, den man nur schliessen kann, indem man sich draufsetzt, um das Schloss zum Schnappen zu bringen. Aber dieser Koffer hier ist mit Menschenleben gefüllt.

Nun ist nur noch ein letzter Raum verfügbar, die «Sauna», das ist das Schwitzbad. Vermittels der Dolmetscherdienste des

Herrn Toivola erfahre ich vom alten Besitzer dieses Arbeiterhauses Folgendes:

«Es war ein Kollektiv-Schwitzbad; alle meine Mieter durften es gegen ein kleines Entgelt benützen. Sie streckten sich hier auf den Holzpritschen aus. Hier ist der Ofen, dort sind die Steine, die man heizte und auf die man das Wasser schüttete, um Dampf zu erzeugen . . . Das war noch eine schöne Zeit. Wir waren glücklich, Arbeiter wie Meister, und verstanden uns gut. Wir verlangten nichts als zu arbeiten. Niemand kümmerte sich um andere Länder. Ach, was haben wir gelacht, wie waren wir vergnügt in diesem Arbeiter-Schwitzbad! Und jetzt . . . leben wir in der Ungewissheit, unter einem ständigen Alpdruck. Keiner weiss am Morgen, ob er am Abend noch lebt und ob nicht Frau und Kinder den Barbaren zum Opfer gefallen sind . . . Ach, wenn ich doch jünger wäre und an die Front gehen könnte!»

«Wie erträgt die Bevölkerung diese täglichen Bombardierungen?»

«Bewunderungswürdig. In den ersten Tagen verloren einige Frauen den Kopf. Aber dies entspricht nicht unserem Temperament. Schon am dritten Tag war die Ruhe zurückgekehrt. Heute vernehme ich keine Klagen mehr. Der einzige Erfolg, den diese Räuber davontragen, ist der, dass sie die Kraft unserer Soldaten, deren Frauen und Kinder sie töten, verzehnfachen. Wir Lebenden begraben unsere Toten und leben vorläufig weiter...»

Schatten drängen sich in die Sauna: Stammgäste und Passanten, die, wie wir, vom Sirenengeheul überrascht wurden. Da steigt, begleitet von der Wache, ein altes Ehepaar mühsam die ausgetretenen Stufen herab. Sie ist 82 Jahre alt und gebeugt, als suchte sie ein Geldstück. Ihre Haut sieht aus wie Schildpatt, aber sie ist fein sauber in ihren grossen rotwollenen Pantoffeln und schwarzen Umschlagtüchern. Ihr Begleiter hält sich ker-

zengerade, sein Auge ist blau, sein Blick hell; er hat keine Zähne mehr und hält krampfhaft seinen Stock; denn seine Beine versagen den Dienst Er lenkt seine Frau und zeigt ihr den Weg und bildet sich ein, kräftiger zu sein, mit Allüren eines jungen Mannes, der einer alten Dame Ritterdienste erweist. Aber hin und wieder müssen die Wachen ihm unter die Arme greifen, weil seine Beine versagen . . . Philemon und Baucis steigen hinunter in die Sauna, um sich gegen die russischen Bomben zu schützen. Diese armen Alten, 80 und 82 Jahre alt, sollen also eure Beute sein, ihr mutigen Soldaten der unbesiegbaren Sowjetarmee? Das wollt ihr zerstören, ihr vorübergehenden Herren des gewaltigen Russischen Reiches: Arbeiterfrauen, Arbeiterkinder, Arbeiterhäuser? Und dabei gibt es in Europa, ja in der Schweiz noch Arbeiterführer, die es wagen, euer verbrecherisches Unternehmen gegen dieses kleine Land zu unterstützen?

Der Anblick ist so schmerzhaft, dass mir die Tränen in die Augen steigen. Ich kann es nicht ertragen, diese Alten Hand in Hand auf ihren Stühlen sitzen zu sehen, während draussen dumpfes Rollen hörbar ist, begleitet vom Knattern einiger Fliegerabwehrgeschütze. Nein, ich kann mir diese zwei alten Leute in diesem ungeheizten Keller, dieser Totengruft, nicht länger ansehen, während draussen die Sonne scheint, die sie auf ihrer Bank wärmen und zum Himmel rufen sollte.

Ich fliehe aus der sich füllenden Sauna und aus den Kellern, wo die Kinder ihren Keuchhusten hören lassen, die Treppen hinauf. Ich stosse auf die Schildwache: strenge Weisung verbietet den Ausgang. Aber der freundliche Herr Toivola streift mir seine gelbe USS-Luftschutzbinde an den Arm, und schon stehe ich im Freien. Die Strasse ist vereinsamt, unbeweglich halten die Bürgergarden vor den Unterständen Wache, und die Feuerwehr steht bereit.

Ich frage einen Unteroffizier:

«Welches sind Ihre bisherigen Erfahrungen mit den Luftschutzkellern?»

«Ausgezeichnete! Dies beweist schon die hohe Zahl von dreissig Todesopfern, die wir gestern hatten, als zum erstenmal der Alarm zu spät, d.h. gleichzeitig mit der Ankunft dieser Schmutzfinken ertönte. Ehe unsere Leute Zeit hatten, sich in die Unterstände zu flüchten, platzten schon die Bomben auf den Strassen.»

Die gestrige Bilanz für ganz Finnland zählt 2941 abgeworfene Bomben, 46 beschossene Ortschaften, 158 Verwundete, 50 Tote, dazu noch 4 Pferde und 20 Schafe. Der heutige Alarm dauerte vier Stunden.

ALARM ÜBER FINNLAND

«Uh! Uh! Uh!» Die Stimme der Sirene heult verzweifelt über ganz Finnland.

Ihr Bauern, deren Häuser keine Keller haben, rettet euch in die Wälder! Städter, stürzt euch in die Keller, und ihr alle, die ihr euch nicht rühren könnt, ihr Alten, ihr Lahmen, ihr Schwerverwundeten, ihr Wöchnerinnen, schliesst die Augen und betet zu Gott! Aber wie soll man nach solchen Bombardierungen, solchen Bränden, nächtlichen Leichenzügen und Tränen und solcher Trauer den Kindern noch beibringen, dass es einen Gott gibt?

X. KAPITEL

VERKEHRTE WELT

Das Leben in Finnland ist nicht mehr geregelt wie in einem modernen Land zu Friedenszeiten. Das Tagewerk hängt vor allem vom schönen Wetter ab: Bei verdeckter Witterung wagen sich die russischen Bomber nicht her; da kann man während des Tages arbeiten und herumgehen, ja, ein einigermaßen normales Leben führen. Bei hellem Wetter und heiterem Himmel dagegen, und, wenn – unglücklicherweise – die Sonne meint, sie müsste sich zeigen, dann ist nicht viel Gutes vom Tage zu erwarten, – nur Alarm, Bomben, Häuser, die aufflammen wie Zündhölzer, und Leichen, die den Schnee röten. In dem Fall dürfen sich die Städter nicht zu weit von den Schutzräumen wegbegeben, und die Bauern müssen in nächster Nähe der schützenden Wälder bleiben, die oft weit von ihren Höfen entfernt sind. Denn die Sonne, die anderswo Licht und Freude bringt, ist hier ein Vorbote von Feuer und Blut: verkehrte Welt.

Nachts herrscht ein reges Leben in den Dörfern; tagsüber, wenn die Sonne lacht, sind diese gleichen Dörfer wie ausgestorben. Erst nachts fahren wieder Züge und Autos.

In den Städten fällt es schwer, die Läden zu finden, weil Türen und Schaufenster vollständig hinter dicken, rohen Holzbrettern verschwinden, welche sie vor Granatensplittern schützen sollen. Je nach der Entfernung von der Wohnung und



Helsinki: Granatsplitter-Wirkungen.



Helsinki: Ein durch eine Brandbombe ausgebranntes Haus.



Von einer kleinen finnischen Stadt standen nach dein Bombardement nur noch die Kamine...!



Das hier war einst eine Garage; die Sowjet-Bomber machten daraus einen unfreiwilligen Autofriedhof.

der Anzahl der aus dem Betrieb mobilisierten Personen schreibt jeder Kaufmann die Öffnungszeiten seines Geschäftes auf die Bretter: Da gibt ein Optiker eine Zeit von 11 bis 12 und von 15 bis 17 Uhr an, dort sein Nachbar – ein Buchhändler – von 9 bis 12 Uhr, während er am Nachmittag ganz geschlossen hält. All das kompliziert die Einkäufe natürlich furchtbar!

Alle meine bedeutenderen Standortveränderungen erfolgen deshalb nachts. Mein Flugzeug, Zug oder Auto fährt um 20.00, 22.00, 02.00 Uhr oder sonst irgendwann ab und kommt während der Nacht, in der Frühe irgendwann an. Ich besorge meine Toilette im Zug oder anderswo; bisweilen im bescheidenen Zimmerchen eines Offiziers. Gefrühstückt wird (kalte Milch oder heisser Kaffee, Butter, Brot) am Mittag (oder, im Fall einer Bombardierung, irgendwann und irgendwo); der Lunch besteht aus kalter Milch, Creme, Fisch, Butter, Käse, Kartoffeln, dazu manchmal ein tüchtiger Schluck Schnaps oder Bier. Immer gibt es Milch und Butter, so viel man will – und was für köstliche Milch und Butter!

Bisweilen ruhe ich eine Stunde aus. Irgendwo und irgendwann. Dann verbringe ich den ganzen Tag damit, Stäbe, die Front, Dienste hinter der Front, Spitäler, Gefängnisse, Städte zu besuchen, – alles Dinge, die ich mir vorgenommen hatte, und die ich auch ausnahmslos zu sehen bekomme. Bei bedecktem Wetter erfolgen diese Besuche rasch nacheinander. Bei hellem Himmel dagegen verliere ich ganze Stunden in Schutzräumen, Kellern und Schützengräben. In Wirklichkeit aber ist es keine verlorene Zeit: ich lebe dann in engster Berührung mit diesem tapferen, gelassenen Volke, und mein Dolmetscher gibt mir jeweils genaue Auskunft. Unter diesen Bedingungen muss ich, um meine Aufgabe möglichst rasch zu Ende zu führen, durchschnittlich 22 Stunden im Tag arbeiten. Der Leser möge es daher entschuldigen, wenn er den vorliegenden Notizen diese Arbeitsweise anmerkt.

Verkehrte Welt: Fenster und Türen, Schaufenster und Gucklöcher, Dachfenster und Luken jeder Art, alles, was der erfinderische Mensch schuf, um sein Heim zu erleuchten, all das ist mit Brettern verdeckt, mit Sandsäcken zugemacht, mit Sacktuch und Holzscheitern verkleidet, weil es dem Menschen nun zum Verderben gereichen kann!

Verkehrte Welt: Das Feuer spendete dem ersten Menschen Wärme für seine Höhle und Licht in seiner Dunkelheit. Hier ist das Licht streng verboten. Der Mensch lebt in der Nacht. Dörfer und Städte sind ohne Beleuchtung; es sieht aus, als hätte die Pest die ganze Bevölkerung vernichtet. Vom Flugzeug aus sucht man vergeblich ein Licht...

Verkehrte Welt: Der liebe Gott gab doch dem Menschen den Tag zum Arbeiten, und die Nacht, um seine Kräfte zu erneuern; der Sonntag, der ihm gehört, ist in der Woche, was die Nacht für den Tag ist. Anderswo, aber hier nicht. In Finnland gibt es weder Tag noch Nacht, weder Sonntag noch Wochentag. Da gibt es nur Tage, wo bombardiert wird, und solche, wo nicht bombardiert wird.

Das ist das Werk von Barbaren an einem friedlichen Volk – einem Volk, das dem unsern so sehr gleicht.

Wann wird Finnland endlich die nötigen Jagdflugzeuge erhalten, um die offenen Städte und seine Zivilbevölkerung, die schuldlosen Zielscheiben der russischen Bomber, zu schützen? Wann? Wann? Wann? Worauf wartet man ...?

XI. KAPITEL

DER ROTE TURM DER LOTTAS

Auf dem Dach des weissen Instituts steht eine Wache: ein Beobachtungs- und Nachrichtenposten der Fliegerabwehr. Während eines Alarms kletterte ich mit einem Offizier hinauf. Ich möchte von dort oben sehen, was diese Wache sieht...

Sechs Stockwerke, ohne Aufzug; eine breite Holzleiter führt aufs Dach hinauf; von da steigt man auf einer schmalen Kaminfegerleiter zu einer Art Überbau auf dem Dache, der im Rauch der Kamine steckt. Auf dem ersten Dach, am Fusse der Kaminfegerleiter, kauert eine Wache, die aussieht wie ein Haufen Tuch, horcht am Telephon und notiert die Mitteilungen. Stören wir diese Ordonnanz nicht mitten im Alarm!

Wir erklettern die Kaminfegerleiter und gelangen auf die zweite, 20 Meter lange und 10 Meter breite Plattform. Ich stehe vor einer Wache von kleinem Wuchs, die aussieht wie ein Bär und dick scheint wie ein Turm, weil sie in mehrere übereinandergeworfene Pelze eingehüllt ist; sie trägt finnische Stiefel mit aufgestülpter Spitze und eine Pelzmütze. Darüber den weissen Mantel der Patrouillen, mit Kapuze. In der Hand einen Militärfeldstecher.

Der Leutnant hat (als erster, scheint mir) die Ausguckwache gegrüsst. Sie antwortet mit weicher Stimme und hebt die

Kapuze ein wenig. Das muss ein ganz junger Soldat sein, denn er hat Augen wie ein Mädchen!

«Lotta,» sagt der Offizier, «ich stelle Ihnen den Herrn Oberst Vallotton vor, einen Schweizeroffizier und Freund Finnlands!»

Es ist eine Frau! Eine Lotta!

Ich bin so erstaunt, dass ich meinem weiblichen Kameraden mit linkischer Bewegung die Hand reiche. Erstaunt? Nein, verblüfft und von Bewunderung ergriffen! Mitten im Alarm ist sie da; dem Kugelregen der Maschinengewehre und den Bomben der Flieger ausgesetzt, wacht sie ganz allein und teilt ihre Beobachtungen ihrer Kameradin am Telephon mit, die sie weiterleitet! – Allein wacht sie, diese Lotta X., mit der Lotta Y. über die nahe Stadt und das zwei Kilometer von hier entfernte Spital. Weil die Männer an der Front stehen, halten im Hinterland die Lottas Wache.

* * *

Ich lasse die Lotta bei ihrer Arbeit und sage zu meinem Führer:

«Mein lieber Enckel, erzählen Sie mir von den Lottas. Was Sie mir darüber schon gesagt haben, hat mich sehr bewegt. Aber ich möchte noch mehr wissen.»

Da antwortet mir der junge finnische Offizier:

«Die Lottas sind die freiwilligen weiblichen Hilfstruppen der Armee. Sie nehmen nicht am Kampfe teil; es sind keine Amazonen, nein! Sie wollen einfach durch ihre Arbeit eine möglichst grosse Zahl von Männern für die Front freimachen. Sie sind spezialisiert: es gibt darunter Sekretärinnen, Krankenschwägerinnen, Schneiderinnen, Kellnerinnen usw. Sie tragen Mütze und Mantel wie die Männer, aber keine Waffen. Sie heissen ‚Lotta X.‘, ‚Lotta Y.‘ und melden sich auch so an. Die

Generalin der Lottas bleibt die ‚Lotta Y.‘. Sie nähen und sticken die Regimentsfahnen, die alle ihre besonderen Farben haben (nur die Marine führt die finnische Fahne); unsere Fahnen sollen nämlich nicht das Werk bezahlter Hände sein.»

* * *

Hier oben herrscht Hundekälte. Um sich zu erwärmen, hält die Lotta ihren Rücken gegen das Kamin, das einräuchert. Ich versuche es auch; ja, es ist warm. Aber nach einigen Augenblicken ist meine Kehle schon ausgetrocknet und die Tränen kommen mir in die Augen. Die Lotta lächelt: auch bei ihr wird es wohl so angefangen haben, dann wird sie sich nach und nach daran gewöhnt haben. Gleich wie man sich seit dem Krieg an manches andere gewöhnen musste! – Sie steht zweimal je zwei Stunden Wache, einmal tags, das andere Mal nachts.

Wir stören sie nicht, weil der Alarm weiterdauert! Ich betrachte sie verstohlen: die Lotta wacht gut; sie ist ganz bei der Sache; ihr Feldstecher richtet sich auf die vom Süden her kommenden Wolken.

«Von da her sind sie gestern gekommen,» erklärt sie einfach.

Unten klopft die Telephonistin auf den Tisch und ruft: «Abschnitt 1719, Buchstabe a . . .» Was soviel bedeutet wie: «Die russischen Bomber überfliegen die auf der Karte mit Nummer 1719 bezeichnete Gegend.» Die russischen Bomber sind ungefähr 100 Kilometer von hier ... Warten wir...

Herrgott! Was für eine Kälte! Man glaubt früh am Morgen, mitten im Winter, auf dem Wildhorn zu sein. Ich habe meinen Kragen vollständig aufgestülpt und meine Mütze ins Gesicht gedrückt. Von den Knien bis zu den Haaren bin ich wie ein Schneeblock. Von den Knien abwärts friere ich: die Militärho-

se, die dicken Strümpfe, die Zermatter Wollsocken und meine Skischuhe genügen nicht. Die Stiefel des finnischen Bauers, die Musketierstiefel, die bis über die Wade herauf reichen, passen da besser. Man stirbt hier fast vor Kälte. Aber ich tue so, wie wenn ich . . . heiss hätte! Wie dürfte ein Offizier zugeben, dass er friere, wenn eine Lotta in der gleichen Kälte lächelt . . .? Ach nein, es ist heiss hier, wie in Fada'n Gourma oder in Ougadougou in Afrika oder in Der-es-Zor am Euphrat!

Harte Schläge auf den Tisch, am Ende der eisernen Leiter.
Die Stimme der Telephonistin:

«1719b...»

«1720b..

«1720c..

Auf der Geheimkarte fahren wir den Bombern nach. Sie fliegen in unserer Richtung. Im gleichen Augenblick verfolgen in allen davon betroffenen Gegenden Finnlands Hunderte von Personen diesen Flug...

Die wachstehende Lotta beobachtet mit ihrem Feld* Stecher den Himmel und vergisst sich zu wärmen. Sie spannt ihr Ohr dem Unsichtbaren entgegen. Die Lotta am Telephon hat eine friedliche Stimme, wie wenn sie von einem Geschäftsbüro aus einen Kunden verlangte!

«1718c . . .» Aha! Die Bomber wollen nichts von uns wissen . . . Sie haben unseren Abschnitt gestreift. Aber sie ziehen anderswo hin, suchen eine andere Beute . . .

Das Telephon spielt. In der Ferne heult eine Sirene. Der Alarm ist zu Ende ... bis zum nächsten Mal!

Die beiden wachstehenden Lottas atmen auf. Die eine legt den Hörer für einen Augenblick weg. Die andere kehrt zu ihrem warmen Kamin zurück. Pause.

Heimlich und geräuschlos, ohne dass sich etwas regt, senkt sich die Abenddämmerung über die Wälder, genau so wie die weissen Patrouillen tun.

«Auf Wiedersehen, Lotta X.! Auf Wiedersehen Lotta Y.! ...»
Ich grüsse sie herzlich und drücke ihnen die Hand. Am liebsten möchte ich beiden die Hand küssen, um ihnen meine Hochachtung und Ergriffenheit zu bezeugen. Aber ich darf nicht: die Dienstvorschriften sehen nicht vor, dass Offiziere den Wachen und Telephonordonnanzen die Hand küssen!

* * *

Wir fahren im Auto wieder weg. Die Fahrt wird die ganze Nacht dauern.

«Sagen Sie, Kamerad, sind diese Frauen nicht in Gefahr?»

«Doch, zweifellos, Herr Oberst. Aber es sind eben Lottas, und sie haben diese Ehrenposten selber verlangt.»

«Wurden schon welche von ihnen von den Russen getroffen?»

«Ja, Herr Oberst. Zwei Lottas sind auf ihrem Beobachtungsturm von Maschinengewehrkugeln erschossen worden. Sie hätten ins untere Geschoss des Turmes fliehen können, blieben aber bis zum Ende an ihrem Platz. Der Tod schnitt die Verbindung, welche die Telephonistin herstellte, ab ...»

* * *

Es ist vollständig Nacht geworden. Ich kauere mich in meiner Ecke zusammen, während das Auto auf der gefrorenen Strasse tanzt. Mir ist, als sähe ich eine Lotta, die oben auf einem hohen braunen Holzturm, der über die Wälder hinausschaut, Wache steht. Am Telephon folgt ihre Kameradin mit den Augen den heranziehenden Geiern. Sie steuern geradewegs auf das Dorf zu, in dem seit zwanzig Minuten Alarm gegeben ist und die Leute schon versteckt sind ...

Die wachstehende Lotta richtet den Feldstecher. Der Wald verdeckt den Ausblick. Aber schon hört man das unheimliche Brummen der Motoren. Da sind sie! Sie befinden sich im Abschnitt der Lottas, in ihrem Buchstaben, in ihrem Stück Himmel... Sie kommen auf sie zu!

«Hallo, hallo,» sagt die Telephonistin. «Sie kommen auf uns zu. Richtung 214. Wie viele es sind? Vielleicht 45. In Gruppen von 9! Ja, sie sind über ...»

Die Stimme brach ab. Ein Flieger schoss die beiden Lottas nieder. Oben auf ihrem breiten Turm fielen sie für ihre Heimat. Sie liegen auf dem Rücken, die Augen weit offen, denn sie wachen weiter über ihr Land . . .

Die braune Plattform aber ist nun rot.

XII. KAPITEL

DAS EICHHÖRNCHEN

An Renée,

Auf der Strasse eines kleinen Dorfes begegnet uns ein kleiner, niedlicher Soldat, der doppelt so hoch ist wie seine finnischen Stiefel, mit schön sitzendem, braunem Militärrock, einer weissen Pelzmütze und fliegendem Mantel. Er grüsst uns, – ganz korrekt, ich muss gestehen! Ich wende mich zurück, um ihn zu betrachten. Mit raschen, sichern Schritten geht er von dannen. Er pfeift wie ein Fink.

«Sagen Sie, Hauptmann, ist das ein Soldat oder ein Pfadfinder?»

«Ein Freiwilliger. Oh! Einer der jüngsten. Er arbeitet in unserem Generalstab. (Vergessen Sie nicht, dass wir zu wenig Leute haben.) Er besorgt Aufträge im Dorf, dient als Stafette mit dem nächsten Stab, vertritt Telephonistinnen, die schnell weg müssen, macht Abschriften auf der Maschine, öffnet Pakete, geht Offiziere holen und was es noch alles zu tun gibt. Er rennt von einem Büro zum andern, von einem Zimmer zum andern. Er macht tausend Kleinigkeiten und leistet tausend Dienste. Nichts Wichtiges, begreiflicherweise. Aber notwendige Dinge, die man sonst selber machen oder für die man eine Ordonnanz brauchen müsste.»

«So ersetzt dieser Dreikäsehoch also einen Mann?»
«Ja, vielleicht sogar einen Mann und eine halbe Frau.
Er ist ein reizendes Kind. Er gehört uns allen.»

* * *

Am nächsten Morgen begegnen wir erneut unserem jungen Soldaten, der Ordonnanz, Laufbursche, Daktylo, ein ganzer Mann und eine halbe Frau zugleich ist. Er ist tüchtig eingepackt und hält ein Fahrrad an der Hand.

«Wohin des Wegs?» fragt ihn Oberleutnant Leppo.

«Zum Stab nach Z., einen Brief bringen und die Post holen.»

Man stellt ihn mir vor. Er ist ein rosiges, frisches Bürschchen und lächelt; er riecht so gut wie die Felder im Frühling.

Er nimmt Achtungstellung an vor mir.

«Wie heissest du?»

«Juhanni Oehquist.»

«Was tun deine Eltern?»

«Der Vater ist an der Front. Die Mutter auch, als Lotta. Die Schwestern ebenfalls. Unser Haus ist zu . . .»

«Wie alt bist du?»

«Vierzehn Jahre und zwei Monate.»

«Fühlst du dich wohl hier?»

«Ja, Herr Oberst.»

«Hast du den Krieg gern?»

«Ach nein, Herr Oberst! Aber ich will Finnland verteidigen, wie mein Vater, meine Mutter und meine Schwestern.»

«Auf Wiedersehen, kleiner Soldat! Behüte euch Gott – deine Heimat und deine Familie und dich!»

«Danke, Herr Oberst!»

Bei jeder Antwort führt er die Hand zur Mütze, wie ein Offizier. Seine Antworten waren ruhig und klar, – wie die eines richtigen Soldaten.

Juhanni ist auf sein Rad gesprungen, setzt die hin und her pendelnde Tasche zurecht und fährt dem Nachbardorfe zu.

«Wir nennen diese Burschen ‚Eichhörnchen‘,» sagt mir der Offizier, «weil sie flink, fleissig und geschmeidig sind. Im Freiheitskrieg wurde einer von ihnen, Onny Kokko, – vierzehnjährig! – getötet. Wir beherbergen und verköstigen sie; am Ende des Monats legt ihnen der Quartiermeister einen kleinen Sold auf die Sparkasse ...»

«Eichhörnchen.» Welch hübscher Name!

* * *

Mein Eichhörnchen fährt zum Stab des X. Regiments, indes plötzlich die Sirene ertönt. Ich sage ganz leise:

«Sei klug, tapferes Eichhörnchen! Bleib nicht auf der Strasse! Wirf dich in den Wald! Kleines Eichhörnchen, gib acht auf die Raubtiere, die deinesgleichen töten. Tapferes Eichhörnchen, kehr bald zurück!»

Der Alarm ist vorüber, und das kleine Eichhörnchen zurückgekehrt. Genau nach Befehl hatte es im Walde das Ende des Alarmes abgewartet. Es hat gepfiffen und gesungen. Die kleinen Eichhörnchen sind die Freunde der Bäume, die Freude der Menschen und die Heiterkeit der Wälder.

XIII. KAPITEL

DAS LAND HAT SICH ERHOBEN

Als die russische Armee rohlings die Grenze verletzte, stand das ganze Land auf. Ja, das ganze Land . . . Alle gesunden Männer zogen an die Front. Die Lottas traten ihre Posten an. Die Eichhörnchen kletterten in die Büros der Stäbe. Die alten Männer blieben im Hinterland, um die Frauen und Kinder zu schützen, um Brücken und Strassen zu bewachen. Und die Frauen daheim waren nur von einem Gedanken beseelt: den Kämpfenden zu helfen mit ihrer Liebe; ihr eigenes Elend zu verstecken. Alle nahmen ihre Plätze ein: Männer, Frauen, Kinder, ohne Ausnahme. Finnland kämpft. Jawohl, das ganze Land ist aufgestanden und kämpft...

Nicht nur die Menschen. Auch die Tiere. Von sich aus haben die braunen Pferde ihre Mähnen weiss getarnt, als sie sahen, dass die Soldaten sich weisse Gewänder überwarfen. Nie waren die Pferde widerstandsfähiger und folgsamer. Und wenn sie Stafettenträger, mit eiligen Befehlen, ziehen müssen, dann galoppieren sie aus voller Kraft. In Lappland bilden die Renttiere wertvolle Gehilfen der weissen Soldaten. Zuweilen stürzen sich in den dichten Wäldern auch Wölfe und Bären auf den Angreifer; auch sie verteidigen die Heimat.

Die Menschen und die Tiere, aber auch die Wälder legen Hinterhalte, die den Fremden irreführen; sie leihen den weis-

sen Patrouillen ihre Stämme und Gräben, weil es ihre Patrouillen sind.

Die Wälder. Aber auch die Seen sind gefroren, dann unter der Last der russischen Tanks zusammengebrochen und haben die Ungeheuer verschlungen.

Und in den Sümpfen blieben die motorisierten Kolonnen stecken.

Die ganze Natur trat an die Seite des kleinen, friedlichen Volkes, auf die Seite ihres Volkes: die Kälte war grausam und unerbittlich diesen Winter. Tausende und aber Tausende von russischen Soldaten schliefen, an einen Baum gelehnt, am Strassenrand sitzend oder in einer aus Ästen gebauten Hütte liegend, ein und sind nie wieder aufgewacht: Der Weisse Tod setzte ihren Leiden ein Ende. Sie wurden in derselben Stellung aufgefunden: stehend, sitzend oder liegend – wie wenn sie schliefen – aber in Wirklichkeit waren sie steif, erfroren und tot. Ihr Feldzug in Finnland ist zu Ende.

Das Land ist aufgestanden:

Menschen, Seen und Sümpfe.

Die ganze Natur.

Ja, das ganze Land hat sich gegen den Eindringling erhoben!

XIV. KAPITEL

ABSCHIED VON FINNLAND

Die Aufgabe, die ich mir, nebst andern, gestellt hatte, lautete:

1. Was braucht Finnland gegenwärtig am nötigsten?
2. Wie können ihm die Einzelnen zu Hilfe kommen?

Über diese, wie über andere Fragen, bin ich jetzt im Klaren. Ich weiss nun genau, was Finnland gegenwärtig am nötigsten braucht. Die Einzelnen helfen am besten mit barem Geld; ferner mit chirurgischen Instrumenten, Arzneimitteln, Spezialitäten usw. . . ., wofür ich genauere Listen, die unter Mithilfe der kompetentesten Persönlichkeiten aufgestellt wurden, nach Hause bringe. Da meine Mission nun beendet ist, beschliesse ich, auf dem nächsten Wege heimzukehren (Abo-Turku-Stockholm-Malmoe-Trelleborg-Sassnitz-Berlin-Basel), um meine Reiseaufzeichnungen raschestens dem Verleger zu überbringen; jeder Tag zählt für Finnland; es muss rasch gehandelt werden; es macht nichts, wenn meine Aufzeichnungen, die unter den schwierigsten Umständen aufs Papier geworfen werden mussten (tags und nachts, im Flugzeug, im Zug oder im Auto; in Kellern oder Schützengräben; bei der ungenügenden Beleuchtung meiner Taschenlampe oder bei abgeblendeten Autolichtern), schlecht geschrieben sind: ich schrieb sie mit dem Herzen, auch wenn Hand und Kopf vor

Müdigkeit fast versagten. Wenn etwas erreicht werden soll, dann muss rasch gehandelt werden: Diese Aufzeichnungen sind ein Zeugnis, ein Aufruf, kein literarisches Werk.

* * *

Vier Uhr morgens. Die Stadt schläft in vollständigem Dunkel. Das Automobil fährt ab. Es ist fürchterlich kalt. Trotz unserer Schaffellmäntel und der Decken schlottern wir. Die Scheiben überziehen sich mit einer undurchsichtigen Eisschicht, die wir mit der Rasierklinge abschaben. Die Lichter des Automobils brennen, aber die Helle wird durch ein Blechdächlein gegen Boden geworfen. Es ist fast unmöglich, Hindernisse rechtzeitig wahrzunehmen: ohne es zu merken, fährt man auf Schlittenreihen von Milchleuten, unter denen unsere Hupe Verwirrung stiftet. Man hat das Empfinden, als wäre das Leben künstlich verlangsamt worden: die schlafenden Bauern haben die Leitseile fahren lassen; die Pferde gehen halb schlummernd dahin; die Hunde laufen mit eingezogenem Schwanz hinterher. Mit steifen Füßen schieben die Bäuerinnen ihre Marktschlitten vor sich her; wo es abwärts geht, setzen sie sich darauf. Die Kühe, die aus ihren Träumen (immer dieselben) aufgeweckt wurden, schnauben und lassen sich nachziehen.

Die Bauern haben die Ohrenschützer ihrer finnischen Mützen heruntergezogen. Die Mähnen der Pferde sind weiss vom Schnee und vom Frost.

Die kleinen roten Häuser forschen in den Himmel hinein: Wird es heute hell oder dunkel? Günstig für die Menschen oder für die Geier?

Die Wolken stehen tief, der Wind weht eisig kalt. Krähen sitzen auf den Feldern. Warum wählen die sowjet-russischen Flieger nicht die Krähe oder die Hyäne als ihr Abzeichen?

* * *

Der Tag ist angebrochen. Auf der Strasse umarmt eine Frau ihre Kinder. Dabei macht sie grosse Gesten. Zweifellos mahnt sie sie zur Vorsicht, falls die Bomber wieder kommen sollten, wie kürzlich:

«Wenn ihr euch auf der Strasse befindet, dann springt rasch in den Wald! Wenn ihr im Dorfe seid, so geht schnell in den gelbroten Schutzraum!»

Am Vormittag trafen wir in Abo-Turku, der Leidensstadt, ein. Ein Alarm hielt uns stundenlang zusammen mit Frauen und Kindern in einem Schutzraum zurück. Der Tag schlich – von Alarmen unterbrochen – träge vorüber. Aber die Bomben verschonten heute die Stadt.

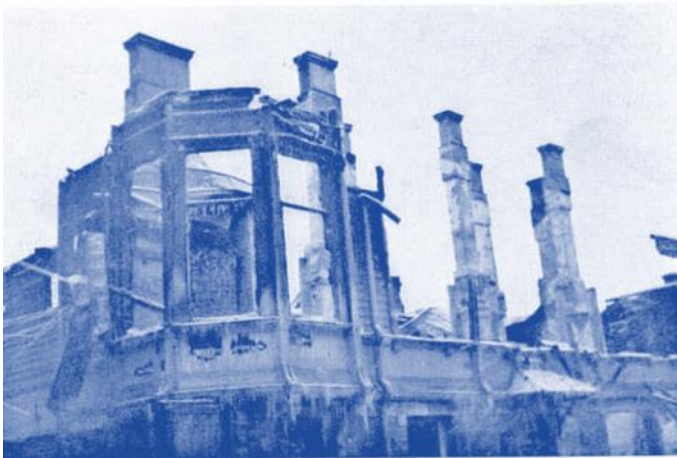
Während der Nacht kam das Flugzeug in Abo-Turku an und bringt uns heute nach Stockholm. Beim Start wirft es Schneewirbel um sich und steigt dann in den Himmel hinein. Die Auspuffrohre speien eine hellblaue Flamme und rote Funken aus: es sieht aus wie grosse, zu fest gestopfte Pfeifen, aus denen der Tabak in Flammenspritzern herausjuckt.

Das Flugzeug verlässt, vollständig verdunkelt, Finnland. Lange, ergriffen und voller Dankbarkeit sehe ich die finnische Landschaft hinter mir verschwinden, jenes Land, wo ich so liebenswürdig, als ein Kamerad und Freund, empfangen wurde.

Ich denke an Marschall von Mannerheim, diese grosse, schöne Gestalt; vielleicht ist er in diesem Augenblick mit General Oesch ins Studium der Tagesberichte über die begonnene Operation vertieft...? Ich sehe die harten Gesichter der finnischen Offiziere vor mir. Einer davon schenkte mir sein Militärärmesser; ich gab ihm dafür das meine, das ich noch von der Rekrutenschule, vor 29 Jahren, her besass. Zwei andere haben mir ein Paar finnische Stiefel geschenkt: der eine den rechten,



Lotta in Uniform (grau).



Abo-Turku: Februar 1940.

der andere den linken. Ich meinerseits bot ihnen an, was ich für sie mitgebracht hatte: Lismer, Bergmützen, wollene Kleider.

* * *

Ich sehe die heldenhaften Lottas wieder. Das junge Eichhörnchen.

Ich sehe mich wieder im Keller von Abo-Turku, in den Schützengräben von X., bei den alten Frauen und Kindern, welche zuhörten, wie die Bomben fielen, und mir ist, als hörte ich die Sirene ...

Aus vollem Herzen bete ich:

«O Gott, mein Gott, schütze Du Finnland!»

Darauf bin ich, todmüde, mitten im Sternenhimmel eingeschlafen.

IV.

WAS MUSS DIE SCHWEIZ AUS DEM FINNISCHEN KRIEG LERNEN?

«Nennen wir die Dinge bei ihrem Namen und sagen wir rund heraus, dass ein Angriff ein Angriff ist, mit welcher Redensart man ihn auch zu bemänteln sucht. Es gibt kein völkerrechtliches Prinzip, das den Angriff rechtfertigt . . . Diejenigen, welche die alten barbarischen Theorien aus der heidnischen Zeit und dem Mittelalter wieder zu Ehren ziehen möchten, haben kein Recht, im Namen des modernen Europa zu sprechen . . . Wenn der Völkerbund einmal eine entschiedene Haltung gegen einen Angreifer annehmen würde, so würde er uns von jedem zukünftigen Angriff befreien. Erst dann wären die andern Staaten Europas überzeugt, dass sie keinen Vorteil aus einem Angriff ziehen könnten, und nähmen davon Abstand ...!»

(Aus einer Rede Litwinows, gehalten im Namen der U.R.S.S. in Genf, an der Völkerbundversammlung vom 21. Sept. 1937 . . .!)

Zwei Ausgaben dieses Buches waren schon erschienen und die deutsche lag im Druck, als auf einmal der Friede zwischen der U.R.S.S. und Finnland geschlossen wurde.

Mit tiefster Niedergeschlagenheit haben wir die unerhörten Bedingungen dieses Vertrages gelesen, die der Besiegte dem Sieger auferlegte. Damit hat die Gewalt über das Recht gesiegt und der Angreifer kann ungestraft die Früchte seiner Ruchlosigkeit geniessen. Hoffen wir, nur vorläufig! Denn Verträge währen nicht ewig: das tapfere neutrale Belgien, das heldenhafte Serbien und das überrannte Rumänien haben nach dem Weltkrieg von 1914 ihre sämtlichen verlorenen Gebiete wieder zurückerlangt . . . Wir hoffen aus ganzer Seele, es gehe auch Finnland so. Weil wir, trotz allem, an die Gerechtigkeit glauben.

* * *

Blutenden Herzens mussten die finnische Regierung und das Parlament den Forderungen Moskaus nachgeben. Einfach, weil ein Volk von weniger als 4 Millionen Seelen auf die Dauer einer Grossmacht von 170 Millionen Einwohnern nicht Widerstand leisten kann, wenn ihm nicht rechtzeitige und wirksame Hilfe gebracht wird.

Es obliegt uns nicht, zu untersuchen, wer die Verantwortung dafür trägt. Überlassen wir das der Geschichte.

Was man aber mit vollem Recht behaupten kann, ist, dass das sich selbst überlassene Finnland nicht anders handeln konnte, wenn es nicht seine ganze herrliche Armee opfern, seine sämtlichen Städte vernichten und die Zivilbevölkerung töten und deportieren lassen wollte, – in einem Wort, wenn nicht das ganze finnische Volk zugrunde gehen wollte.

Mit verkleinertem Gebiet und schwer bedroht für die Zukunft, aber innerlich grösser denn je, geht Finnland aus diesem Krieg hervor. Nie hat seine weisse Fahne mit dem himmelblauen Kreuz so stolz am Firmament geweht.

* * *

Schon jetzt können wir auch die Nutzenwendungen für die Schweiz aus diesem schrecklichen Krieg im Norden ziehen. Sie sind dreifacher Natur, politischer, militärischer und seelischer:

Politische Folgerungen:

1. Die internationalen Verträge, die feierlichsten Erklärungen und die naturgegebensten Bündnisse besitzen im Jahre 1940 nur noch einen sehr fragwürdigen Wert; daher muss ein kleines Volk in erster Linie auf Gott und auf sich selber zählen; daher muss seine Armee jederzeit und für jede Eventualität bereit sein.

2. Der Bolschewismus ist noch nicht niedergedrungen. Er bedroht unsere Kultur. Ergreifen wir daher rechtzeitig die notwendigen Massnahmen dagegen, namentlich durch ein Verbot der kommunistischen Partei und ähnlicher Vereinigungen.

3. Nach dem Bürgerkrieg von 1918 verstand es Finnland, unter allen seinen Bürgern eine nationale Einheit herzustellen. Warum sollten nicht alle Schweizer, die ihre Heimat lieben und ihr mit ganzer Seele ergeben sind, sich, – frei von jeder fremden Einmischung, woher sie auch komme, – schon zu Friedenszeiten verstehen und eins sein? Muss wirklich zuerst ein Krieg ausbrechen, bis die Schweiz ihre nationale Einheit findet?

4. In Finnland geniesst die Frau vom 34. Lebensjahre an sämtliche Bürgerrechte. In Friedens- und Kriegszeiten teilt sie die Sorgen und Rechte, die Verpflichtungen und Ehren mit dem Manne. Muss es einem nicht seltsam vorkommen, wenn man bedenkt, dass eine Witwe, die eine zahlreiche Familie erzieht, eine Krämerin, die ihr Geschäft allein führt, Zehntausende von Frauen, die ihren Lebensunterhalt verdienen oder welche die Seele des Hauses bilden, als unmündig betrachtet

werden, während alle Männer – auch der versoffenste Trinker – ihr Wahlfähigkeitszeugnis besitzen? Mir scheint die Stunde gekommen, wo diese Frage gelöst werden muss und wo den Schweizerfrauen politische Rechte eingeräumt werden müssen, wenn die Mehrzahl von ihnen es wünscht.

Nach meiner Ansicht wäre es ungerecht, die Mitarbeit der Frau zu fordern und von ihr ähnliche Leistungen wie die unsern zu verlangen, ohne ihr gleiche Rechte zu gewähren.

Militärische Folgerungen:

Ich habe kürzlich im Nationalrat versucht, die Nutzwendungen aus dem finnischen Kriege darzulegen und fasse zusammen:

Die Schweiz muss unbedingt und unverzüglich die Jugend, von der Kindheit an, auf das Turnen und alle Sportarten vorbereiten;

unverzüglich die Frauen für die Landesverteidigung heranziehen;

unverzüglich das Schiessen der Einzelnen fördern, die besten Schützen auswählen und den Skisport entwickeln.

In einem Wort: unverzüglich alles aus dem Schweizervolk machen, was möglich und notwendig ist im Hinblick auf die Landesverteidigung.

Seelische Folgerungen:

Finnland gibt uns ebenfalls ein ausserordentliches geistiges, seelisches Beispiel. Während meiner ganzen Reise habe ich nirgends in Finnland eine Klage gehört. Weder an der Front, noch im Hinterland. Weder bei den Soldaten, noch bei der Zivilbevölkerung. Weder im Spital, noch in den Kellern bombardierter Städte. Keinen Laut, auch nicht ein einziges Mal...

Wir Schweizer, die wir so viel Grund haben, der Vorsehung für ihre Wohltaten zu danken, – folgen wir dem Beispiel der Finnen und setzen wir an die Stelle unserer ewigen Klagen einmal... Danksagungen!

Eine weitere, besonders wertvolle Lehre: Während grössere und kleinere Staaten im Laufe der letzten Jahre der Gewalt nachgegeben haben, – stemmte sich Finnland mutig gegen den Angreifer. Wie Helden kämpften seine Soldaten für die Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit des Landes. Sie vollbrachten Wunder der Tapferkeit, und wenn sie rechtzeitig Hilfe erhalten hätten, so hätten sie die Friedensbedingungen vorgeschrieben.

Finnland hat unter Beweis gestellt, was ein kleines Volk zu tun vermag, wenn es einig und entschlossen ist. Finnland, Land der Ehre und des Heldenmutes, herrliches, unglückliches Finnland, ich grüsse dich voll Ergriffenheit und Bewunderung!

Auch du, meine Heimat, geliebte Schweiz, stehe nicht zurück, sei deiner Vergangenheit würdig! Reichen wir uns die Hand als freie, stolze Bürger! Vergessen wir alle unsere Zwistigkeiten! Schweizer und Schweizerinnen! Gehen wir schon heute daran, ein Herz und eine Seele, die Schweiz von morgen zu schaffen!

Und seien wir bereit, wenn nötig, mutig unser Leben für sie hinzugeben!

AUFRUF AN DEN LESER

Höre, Leser, wer Du auch seiest:

Die U.R.S.S., eine ungeheure Macht von 170 Millionen Einwohnern, hat, ohne auch nur den geringsten Anlass, Finnland angegriffen, einen kleinen, neutralen und friedlichen Staat von 4 Millionen Seelen. Die finnischen Soldaten kämpften einer gegen 60 und gegen 100. Sie kämpften mit unvergleichlicher Tapferkeit. Um sich für die schweren Niederlagen, die ihre Armeen erlitten, zu rächen, liessen die bolschewistischen Führer offene Städte bombardieren, Frauen, Greise und Kinder töten.

Leser, lass Dein Herz reden! Ich bitte Dich im Namen des Christentums, der Zivilisation und der Menschlichkeit:

Hilf Finnland, damit es erhalten bleibe, – denn ein kleines Volk, das sich so tapfer für seine Unabhängigkeit, für Recht und Freiheit schlug, hat für alle Zeiten Anrecht auf einen Platz in der Welt.

Wohl ist ein Friede unterschrieben. Aber Finnland muss seine Ruinen aufbauen, neue Städte und Dörfer gründen, um die Bevölkerung von Wiborg, Sortavala und der andern an Russland abgetretenen Gebiete wieder ansiedeln zu können. Es muss die Familien der 17,000 gefallenen Offiziere und Soldaten, die vielen tausend Kriegsverletzten und die armen Kriegswaisen unterstützen. Für ein kleines Volk, das eben einen Krieg über sich ergehen lassen musste, wiegen diese Lasten unendlich schwer...

Leser, der Friede von Moskau wird Dein Herz nicht verschliessen!

Finnland lebe hoch, hoch, hoch!

15. März 1940.

H. V.

INHALTS-VERZEICHNIS

	Seite
I. Von Basel nach Stockholm	7
II. Von Schweden nach Finnland	15
III. Mitten im Krieg	33
I. Kapitel. Der Finne	33
II. Kapitel. An der Front, irgendwo in Finnland	39
III. Kapitel. Die Schule der finnischen Armee: Der Freiheitskrieg (1918).....	53
IV. Kapitel. Die finnische Armee: Die Armee des Vertrauens	58
V. Kapitel. Die andere Armee: Die Armee der Sowjets	66
VI. Kapitel. Besuch bei russischen Gefangenen hinter der Front.	72
VII. Kapitel. Im Hauptquartier der finnischen Armee	81
VIII. Kapitel. Opfer des Krieges.....	93
IX. Kapitel. Die Sirene heult: «Alarm! Bomber!».....	102
X. Kapitel. Verkehrte Welt	112
XI. Kapitel. Der rote Turm der Lottas.....	115
XII. Kapitel. Das Eichhörnchen	121
XIII. Kapitel. Das Land hat sich erhoben	124
XIV. Kapitel. Abschied von Finnland.....	126
IV. Was muss die Schweiz aus dem finnischen Krieg lernen?	130
Aufruf an den Leser	135